



Inhaltsübersicht

Die ersten Kriegsjahre

Fremdarbeiter - Zwangsarbeiter

Luftkrieg über der Stadt Meschede

- Hennesee
- Der erste Tieffliegerangriff
- Höhepunkt des Luftkrieges
- Pfarrkirche St. Walburga
- Honsel-Werke

Chronik, Kurzübersicht

Massaker bei Meschede

Das Ende

Lebensverhältnisse

Demontagepolitik

Demontage Honsel-Werke

Angst und Schrecken nach Auflösung der Gefangenenlager



Seit der Gründung des Stifts Meschede vor mehr als 1000 Jahren haben die Einwohner Meschedes Aufstieg und Niedergang, Jahre wirtschaftlicher Blüte und bitteren Ringens um das nackte Dasein im unstillen Wechsel erleben müssen. Dieser Generation aber blieb es vorbehalten, Zeuge und Opfer der grauenvollsten Katastrophe zu sein, über die jemals berichtet worden ist.

Der 19. Februar 1945, der Tag der schwersten Luftangriffe auf Meschede, schien für die kleine Kreisstadt im Sauerland das Ende ihrer Geschichte zu sein; ein Zeitpunkt mit dem jede Zukunftserwartung ausgelöscht war.

Heute wissen wir, dass dem Ende ein neuer Anfang folgen durfte. Erinnerung kann eine Brücke sein, das Gewissen schärfen.

Die ersten Kriegsjahre

Fünf Tage vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, am 26. August 1939, war der erste Mobilmachungstag. Rücksichtslos wurden die Menschen für den Kampf eingezogen. Nur für die Fortführung von Wirtschaft, Verwaltung, Schulen und Partei ließ man absolut unabkömmliche und wehruntüchtige Männer zurück. Die genauen Zahlen der Wehrpflichtigen können heute nicht mehr rekonstruiert werden, da das Wehrmeldeamt in Meschede zerstört wurde.

Zogen die Wehrpflichtigen von 1914 noch begeistert in den Krieg, so war die Stimmung der nun Ausrückenden gedämpfter. Einerseits wusste man noch von den Schrecken des ersten Weltkrieges, andererseits war man von der Schlagkraft der deutschen Wehrmacht überzeugt.

Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse während der ersten Kriegsjahre verlief für die Stadt Meschede recht günstig.

Da Industrie, Handwerk und Gewerbe ihre Kapazität voll ausnutzen mussten und einheimische Arbeitskräfte zum Wehrdienst eingezogen wurden, holte man ausländische Arbeiter, Kriegsgefangene und Zivil-



arbeiter. Die Zwangsarbeiter, Russen, Franzosen und Polen wurden in Lagern untergebracht.

Erwähnenswert in diesem Zusammenhang, vor allem im Hinblick auf den späteren Luftkrieg, ist die beachtliche Industrie in dieser Zeit. Eine bedeutende Rolle spielten die Honsel-Werke / Leichtmetallwerke.

Schon in den Jahren vor der Mobilmachung war die Umstellung von Friedenserzeugnissen auf Rüstungsindustrie eingeleitet worden. Die Honsel-Werke konnten sich dadurch ungeheuer vergrößern und erlangten für die Rüstung zunehmende Bedeutung. Die normale Beschäftigtenzahl steigerte sich in den letzten Kriegsmonaten auf 3.500.

Der Handel stand in den Kriegsjahren im Zeichen der Zwangswirtschaft. Dadurch, dass die Bevölkerung in Meschede nicht so städtisch orientiert war, blieb die Lebensmittelversorgung bis zum Ende des Krieges in der Stadt verhältnismäßig gut.

Nennenswerte militärische Einrichtungen waren zunächst in Meschede nicht untergebracht. Doch Ende Oktober 1944 nahm ein Kommando für den Einsatz von V-Waffen zum Teil in Schloss Laer - zwei Kilometer von Meschede entfernt - zum Teil in der Stadt selbst Quartier. Es handelte sich hier um die gefürchtete V 2, eine ferngelenkte Flüssigkeitsrakete, von der man sich in Regierungskreisen eine kriegsentscheidende Wirkung erhoffte. Man begann an der Grenze des Kreisgebietes mit dem Bau von Abschussrampen, doch wurde das Werk nicht vollendet.

Größere militärische Einquartierungen sind für die Kriegsjahre in Meschede nicht zu verzeichnen.

Fremdarbeiter - Zwangsarbeiter

Zu Hunderttausenden wurden sie während des Krieges als Arbeitskräfte ins Reich verschleppt: Männer und Frauen aus Frankreich, Rußland, Polen, der Ukraine, Italien, Jugoslawien, Belgien, Holland - aus

allen besetzten Staaten Europas.

Ein Denkmal erinnert noch auf dem „Franzosenfriedhof“ an die Franzosen, die in Meschede in Gefangenschaft starben, aber schon der Name ist irreführend, denn die Franzosen ruhen längst in ihrer Heimat-erde. Russenfriedhof müsste er eigentlich heißen, der Franzosenfriedhof in der Fulmecke, abseits der Waldstraße gelegen. Zum Teil kennt man die Namen der Toten, zum Teil sind sie in anonymen Massengräbern bestattet. Hier ruhen auch die 80 Fremdarbeiter, die nach dem Krieg auf der Kuhweide bei Eversberg verscharrt aufgefunden wurden. 286 Menschen sind auf dem Friedhof begraben.

Der Reichsinnenminister am 27.10.1941:

„Betr.: Bestattung von Leichen sowjetischer Kriegsgefangener durch die Gemeinden. Die Überführung und Bestattung ist unauffällig durchzuführen. Beim gleichzeitigen Anfall mehrerer Leichen ist die Bestattung in einem Gemeinschaftsgrab vorzunehmen....Auf Friedhöfen ist als Begräbnisort ein entlegener Teil zu wählen. Feierlichkeiten und Ausschmückungen der Gräber haben zu unterbleiben.“

Die Zahl und Namen derer, die in und um Meschede starben, werden deshalb nie bekannt werden. Aus den Mescheder Lagern sind allein 14 Todesfälle durch Tuberkulose und drei durch Flecktyphus bekannt. Einige Fremdarbeiter schieden freiwillig aus dem Leben. Nichts erinnert mehr an die große Zahl der verschleppten und zwangsverpflichteten Fremdarbeiter, die während des Zweiten Weltkriegs in Meschede leben und arbeiten mussten. Einige Chroniken von Schützenvereinen sagen höchstens, dass ihre Schützenhallen im Krieg als Lager dienten. 1939 bestanden in den Schützenhallen von Remblinghausen und Wennemen bereits Lager.

2400 Ausländer sollen zeitweise im Lager der Honsel-Werke gelebt haben. Aber es gab noch mehr Lager: An der Ziegelei Lager Meschede I, Nummer 719, belegt mit bis zu 120 Franzosen, zusätzlich noch an der Waldstraße (200 Russen), an der Walkenmühle (25 Italiener). In

der zerstörten jüdischen Synagoge in der Kampstraße waren Franzosen in einem Zivilarbeiter-Lager untergebracht.

Eine Befragung älterer Mescheder Bürger zu ihrer Erinnerung an die Unterbringung von Zwangsarbeitern, die Reinhard Köhne in einem Gedächtnisprotokoll festgehalten hat, rundet dieses Bild ab:



„In den Baracken östlich des evangelischen Friedhofs an der Reichsstraße, russische Frauen. Desgleichen ca. vier Baracken im Winkel zwischen dem Obergraben und der Ruhr auf dem östlichen Bereich der Fa. Honsel. Auf dem östlichen Schützenplatz drei Baracken für Franzosen. Auf dem Schützenplatz (drei) und auf dem südlichen Parkplatz eine Baracke für Italiener. Am Ruhrufer, nördlich des Betriebsgeländes, vier Baracken für Franzosen.

Auf dem Obergeschoss (Dachboden) der Fa. Wiebelhaus befand

*sich ein Lager. Zuvor war es bis 1934 als Reichsarbeitsdienstlager genutzt und später nach Eslohe verlegt worden.
(Dr. W. Kathol, Meschede).*

Die Baracke an der Steinstraße (jetzt Kreishaus) diente der HJ-Führung.

Die Baracke unterhalb der Talsperre, in der sogen. ‚Juliusruh‘, wurde 1943 für schulische Zwecke errichtet.

Bei den Bombenangriffen des Jahres 1945 wurden die Baracken in der Nachbarschaft der Honselwerke zerstört. Das Barackenlager an der Reichstraße, östlich des Evangelischen Friedhofs, ist beim Einmarsch der Amerikaner 1945 zerstört worden.

Die meisten Baracken wurden bis 1952 durch die Siedlungs- und Baugenossenschaft Meschede wieder abgerissen.“

Zum Arbeitseinsatz „anfordern“ konnte man die Gefangenen beim Arbeitsamt. Zunächst ließ man sie in der Landwirtschaft mitarbeiten, ab 1940 durften sie auch in anderen Berufen eingesetzt werden. Überall entstanden kleine Lager.

Meschedes Bürgermeister am 28.12.1939:

„Zur Unterbringung der in den Ortschaften Löttmaringhausen, Heggen, Beringhausen und Schederberge beschäftigten Kriegsgefangenen ist in dem früheren Maschinenhaus der Knappschaftsheilstätte Beringhausen eine Unterkunft für 15 Kriegsgefangene eingerichtet“.

Auch von einem Gespräch (29.1.2000) mit Pastor Franz Josef Grumpe, damals Vikar in Meschede, zum Thema Zwangsarbeiter legte Reinhard Köhne ein Gedächtnisprotokoll an.

Pastor Grumpe erinnerte sich an drei Lager an der oberen Waldstraße:



„Das erste Lager war ein ‚Zuchtlager‘ (Erziehungslager) für Zwangsarbeiter, die sich nicht einfügen wollten.

Der Mescheder Hilfspolizist NN führte im Auftrag der Fa Honsel und auf Befehl der Mescheder Parteileitung (Herr Ma.) Zwangsarbeiter unter dramatischen Umständen vom Betrieb zur Waldstraße zu Fuß durch die Stadt. Dabei wurde mit brutalen Stockschlägen verhindert, dass Zwangsarbeiter zurückblieben oder ‚durchbrannten‘. Diese Elendsmärsche über die Bahnschranke und die Pulverturmstraße fanden unter den Augen der Bevölkerung statt (Herr Grumpe benennt einen Zeugen von der Pulverturmstraße).

Als Nachbarn beim Einmarsch der Amerikaner 1945 abends riefen: ‚Herr Vikar, da schlagen sie (befreite Zwangsarbeiter) einen tot‘ und Vikar Grumpe hörte, dass es sich bei dem Verprügelten um den Hilfspolizisten NN handelte, der die ganzen Jahre die Leute von Honsel zum Zwangslager hinaufgetrieben hatte, reagierte er mit der Antwort: ‚Er hat es verdient‘. Es handelte sich nicht um den Mescheder Polizisten Heiduck, den Herr Grumpe als ‚verständigen Mann‘ charakterisiert.

Das zweite Lager, das ‚junge Lager‘, war für jugendliche Zwangsarbeiter eingerichtet. Frauen und Männer konnten für Hilfsarbeiten von der Bevölkerung ‚ausgeliehen‘ werden. Herr Grumpe erinnert sich an sechs Taufen, die er heimlich im Lager gespendet hat.

Das dritte Lager befand sich auf dem Gelände der ehemaligen Ziegelei. Es handelte sich um ein Gefangenenlager der Wehrmacht für französische Kriegsgefangene. Nach Aussage von Herrn Wellhage (christlicher Gewerkschaftssekretär, Waldstraße, 1986 verstorben) lebten dort etwa 800 Kriegsgefangene. Beim Einmarsch der Amerikaner wurde das Lager mit militärischem Zeremoniell übergeben.“

Als Zwangsarbeiter mussten sie das Rad der gigantischen Hitlerischen Rüstungsindustrie mit in Schwung halten, in Zechen und Gießereien, auf Bauernhöfen und in Hydrierwerken schufteten. Oft unter menschenunwürdigen Umständen, schamlos ausgenutzt, eingepfercht in Lagerbaracken. Tausende waren den unmenschlichen Belastungen nicht gewachsen, sahen ihre Heimat nie wieder. Da z. B. die Lebensmittelzuteilungen an die ausländischen Arbeiter meist weit unter denen der deutschen Bevölkerung lagen, erreichte die Sterblichkeitsziffer unter den Ostarbeitern eine erschreckende Höhe.

Je mehr der Menschenverschleiß an der Front zunahm und je spürbarer die Rüstungsbetriebe unter Arbeitskräftemangel litten, um so unbedenklicher und gewissenloser setzte die NS-Führung verschleppte ausländische Arbeitskräfte für die gigantische Rüstungsmaschinerie ein. In den Zecken des Kohlenpotts schufteten Tausende von Zwangsarbeitern.

Wie aber wurden sie behandelt? Eine genaue Antwort kann es darauf nicht gegeben werden - lediglich die erhalten gebliebenen Verordnungen der Nationalsozialisten sprechen eine deutliche Sprache.

Gefangener war nicht gleich Gefangener: Franzosen und Belgier waren z. B. bessergestellt als die Menschen aus dem Osten.

Am 14. Januar 1943 teilte die Geheime Staatspolizei (Gestapo) Dortmund nach Meschede mit, dass z. B. französische Ehefrauen zusammen mit ihren Männern wohnen durften. Holländischen Offizieren war es erlaubt, außerhalb des Lagers spazieren zu gehen.

Für die Menschen aus dem Osten („Untermenschen“), Russen, Serben oder Polen, galt dies alles nicht. Spaziergänge außerhalb der Lager blieben für die Kriegsgefangenen dieser Nationalitäten grundsätzlich verboten.

Ein Jahr zuvor, am 23. Juli 1942, hatte der Reichsinnenminister

verfügt, wie mit Kriegsgefangenen umzugehen sei:

„Kriegsgefangene müssen so behandelt werden, dass ihre volle Leistungsfähigkeit der Industrie und Ernährungswirtschaft zugute kommt... Kriegsgefangene gehören nicht zur Haus- oder Hofgemeinschaft, also auch nicht zur Familie.... Wer sie besser behandelt als deutsche Arbeitskräfte, wird zum Verräter an der Volksgemeinschaft... Selbst der Schein einer Annäherung muss vermieden werden“.

Drei Tage zuvor hatte das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) verfügt, dass sowjetische Kriegsgefangene künftig mit einem besonderen und dauerhaften Merkmal zu kennzeichnen seien: Mit einer ausgeglühten Lanzette sollte ihnen ein „nach unten geöffneter spitzer Winkel von etwa 45 Grad und 1 cm Schenkellänge auf der linken Gesäßhälfte“ eingebrannt werden - wie bei Tieren also, die Brandzeichen zur Kennzeichnung bekommen.

Der deutschen Bevölkerung war ein freundschaftlicher Umgang mit den Fremdarbeitern ausdrücklich verboten. Wer ihnen gegenüber dennoch Mitleid zeigte und Hilfe anbot, musste wegen „verbotenen Umgangs mit Ausländern“ mit Anzeige und gerichtlicher Verurteilung rechnen. Am 18.4.1941 bekam z. B. der Maurer X. eine Anzeige, weil er französische Kriegsgefangene mit seinem Motorrad mitgenommen hatte.

Und doch gab es allerorten manche hilfreiche Hand, die die Gefangenen und Zwangsverschleppten unterstützte.

Es gab, besonders in der Landwirtschaft, bisweilen auch freundschaftliche, fast familiäre Kontakte zwischen Deutschen und Fremdarbeitern. So weiß man von ehemaligen französischen Zwangsarbeitern, die nach dem Krieg ihre „patrones“ besuchten, lange bevor in Bonn und Paris von Versöhnung gesprochen wurde.

Der Mitinitiator der Freundschaft zwischen Meschede und Le Puy,



Georg Wilhelm, erinnerte sich beim 20-jährigen Jubiläum der offiziellen Partnerschaft zwischen beiden Städten daran, wie die Freundschaft aus dem Zweiten Weltkrieg und der Gefangenschaft allmählich gewachsen war:

„Am Ende des Frankreichfeldzuges strömte ein Heer von französischen Kriegsgefangenen in unsere Dörfer. Im Sauerland gab es kaum einen Bauernhof, auf dem nicht anstelle der eingezogenen Väter und Söhne diese Franzosen ihre Arbeit verrichteten. Sie waren in die Familien eingegliedert. Ihre Wäsche wurde ebenso gewaschen, geflickt und gestopft wie die der Familienmitglieder. Sie erhielten das gleiche Essen, wenn auch - nach Vorschrift - an einem anderen Tisch.

Zu Weihnachten wurden sie beschenkt, so, wie es damals in jenen mageren Zeiten möglich war. Sie trauerten mit, wenn wieder ein Sohn in Rußland gefallen war, und die Familie verstand ihr Heimweh während der fünfjährigen Gefangenschaft. So habe ich es erlebt, wenn ich in meinen Urlaubstagen mit unserem Dalbiés und unserem Pferd Fanny in den Steinbruch zog, unseren Pritschenwagen mit Kalkstein belud, zum Bahnhof karrte und nach und nach mit einem Waggon mit Kalksteinbrocken füllte. Wir waren gute Arbeitskameraden. Der Dank für die menschenwürdige Behandlung zeigte sich nach der Kapitulation nicht nur in den Schokoladentafeln für meine kleine Tochter, nein, unser Dalbiés kam jeden Tag freiwillig und beschützte unser Haus.

Das war in jenen recht- und gesetzlosen Tagen und Wochen nach dem Zusammenbruch des Ruhrkessels bitter nötig, bis die englischen Besatzungsbehörden den Zügel wieder anzogen.

Diese Männer kehrten nach Hause zurück und berichteten, dass jenseits des Rheins Menschen mit Herz leben und nur wenige Nazifanatiker. Sie sagten gerne ja, als sich für ihre Kinder die Möglichkeit des Austausches mit Deutschland anbot. [...] Noch heute komme ich in den Dörfern der Haute-Loire ins Gespräch mit ehemaligen Kriegsgefangenen. [...]. Der Curé dankte in seiner Partnerschaftspredigt in der Kathedrale von Le Puy vor zwanzig Jahren seinen deutschen Arbeitskollegen in der Fabrik, die mit ihm, dem hungrigen Franzosen,

unerlaubt ihr Essen teilen.“

Junge Landarbeiterinnen aus Rußland, der Ukraine und Polen verließen mit Tränen in den Augen die westfälischen Bauernhöfe und warteten ruhig und diszipliniert den Rücktransport in die Heimat ab.

Die Lebensverhältnisse der Zwangsverschleppten gestaltete sich, je mehr sich der Krieg seinem Ende zuneigte und der NS-Staat sich in Chaos auflöste, immer menschenunwürdiger. In den Lagern herrschte Hunger und Gestapo-Terror.

Eine Maßnahme der deutschen Wehrmacht zum Ende des zweiten Weltkrieges war die Abschiebung der Fremdarbeiter aus den Rüstungszentren. Endlose Trecks von zerlumpten Franzosen, Russen, Polen usw. zogen durch die Straßen der Stadt.

Luftkrieg über der Stadt

Die erste Bombe fiel im Raum Meschede im Jahr 1940. In Berichten heisst es, dass sie sechs Kühe auf der Weide tötete. Die dadurch entstandene Besorgnis legte sich bald wieder.

1941 erfolgte unweit Löttmaringhausen ein mutmaßlicher Notabwurf eines feindlichen Fliegers, der Dünscheden Bienenhütte traf und benachbarte Häuser in Mitleidenschaft zog. Damals soll tags darauf der Londoner Rundfunk gemeldet haben, dass die westfälische Stadt Meschede teilweise zerstört worden sei und über 40 Menschen bei dem „Angriff“ umgekommen seien.

Mit der scherzhaften Feststellung „Dabei mussten nur 40 (Bienen)völker das Zeitliche segnen“ nahmen Einheimische hinter vorgehaltener Hand die Radio-Meldung aufs Korn. Vier Jahre später wurde sie bittere Wahrheit.

Bis zu den Tieffliegerangriffen am 22. Oktober 1944 blieb die Stadt Meschede von weiteren Luftangriffen verschont. Zwar zeigten sich in

der Zwischenzeit oft alliierte Flugzeuge, ohne jedoch Zerstörungen zu verursachen. Trotz dieser geringen Aktivität der Alliierten aus der Luft, ergriff die Partei Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung. Neben einem Luftschutzwarnsystem entstanden mehrere Bunker, die die Bürger hauptsächlich aus eigenen Mitteln bauen mussten.

„In anderer Hinsicht hatte aber inzwischen der Luftkrieg seine Wellen in das Kreisgebiet und damit auch in die Stadt Meschede geschlagen. In dem Maße, in dem die Bombardierung der großen Städte des Rhein- und Ruhrgebietes zunahm, wurde das Sauerland der Zufluchtsort für ihre ausgebombten oder vor dem Bombenkrieg flüchtenden Bewohner“.

Durch diese Flüchtlinge erhielt die Bevölkerung der Stadt ein Bild über die Schrecken des Luftkrieges.

Henneseesee

Nachdem am 17. Mai 1943 die Sperrmauer der naheliegenden Möhnetalsperre total torpediert worden war, steigerte sich die Beunruhigung, denn vor den Toren der Stadt Meschede lag die Hennetalsperre, oberhalb der Stadt, und war somit eine potentielle große Gefahr.

Ulrich Hillebrand ist der Frage nachgegangen, wie nach der Möhne und Edersee-Katastrophe vom 16./17. Mai die Staumauer der Hennetalsperre vor Fliegerangriffe geschützt werden sollte. Dazu befragte er vor allem Zeitzeugen. 16-jährige Mescheder Jungen wurden aufgeboten, um mit Vierlings-Flaks die Hennetalsperre vor feindlichen Luftangriffen zu „schützen“.

„Die knapp 30 blutjungen Burschen wurden aus der Rektoratschule an der Steinstraße ‚rekrutiert‘ und als Luftwaffenhelfer eingesetzt. Sie waren als Himmelfahrtskommando direkt auf der Mauer postiert“, erinnerte sich damals Gärtnermeister Josef Horst.

Die Schüler waren in Baracken an der Talsperre untergebracht. Nachts wurde Wache geschoben. Morgens ging es dann mit einem

Lied in die Schule; allerdings musste der Unterricht meistens ausfallen, weil die Jungen todmüde waren.

Neben dem Flak-Feuer sollten Fesselballons verhindern, dass die Sperre von den Alliierten geknackt wurde und die zu Tal schießenden Wassermassen (11 Mio cbm) Meschede von der Landkarte radierten. Die unbemannten Gasballons wurden mit einer Winde hochgelassen. Die knapp 150 cbm großen Ballons waren untereinander mit Drahtseilen verbunden. Tieffliegende Maschinen liefen Gefahr, sich daran die Tragflächen zu zerschneiden. Im Bereich der Sperrmauer wurden etwa 10 Fesselballons installiert.

Weil die Alliierten versuchen konnten, mit Rollbomben à la Möhnesee oder Lufttorpedos die Sperrmauer anzuticken, wurden an Holzbalken befestigte Torpedonetze zu Wasser gelassen. Eine weitere Schutzmaßnahme war die Möglichkeit zur Vernebelung. „Bei akuter Luftgefahr war das Tal in fünf Minuten duster“, so Josef Horst



Für den Ernstfall waren in Meschede vorsorglich Hinweispfeile mit der Aufschrift „Fluchtweg bei Hochwasser“ angebracht worden. Bei Luftangriffen schauten die Bürger mit angsterfüllten Blicken zur Sperre.

Auf einem US-Aufklärungsfoto wird deutlich, dass es die Sperrmauer um Haaresbreite erwischt hätte. Unweit der Sperrmauer erstreckte sich ein dichtes Feld von Bombentrümmern.

Dass es die Alliierten bis kurz vor Kriegsende auf die Speiseseen



des Ruhrgebiets abgesehen hatten, beweist der Großangriff auf den Sorpedamm vom 10. Oktober 1944. Dabei wurden supermoderne Fünf-Tonnen-Bomben eingesetzt.

Der erste Tieffliegerangriff

Als die Alliierten im Herbst 1944 auf deutschem Boden kämpften und Stück für Stück das Reichsgebiet eroberten, begann auch für Meschede der verheerende Luftkrieg. Zunächst galten die Angriffe einer der Haupteisenbahnstrecken des Kreisgebietes, der durch Meschede führenden Ruhrtalbahn. Dadurch sollten das Ruhrgebiet von seinen Nahrungsquellen, aber auch das die deutsche Wehrmacht von ihren Nachschub getrennt werden.

Der erste Tieffliegerangriff auf die Eisenbahn folgte am 20. Oktober 1944: Tieffliegerangriff mit Sprengbomben, Gebäudeschaden an der Hünenburgstraße es gab 3 Tote. Ebenfalls zerstörten Sprengbomben an diesem Tag das Bahnhofsgebäude und den Schuppen von Wennemen. Die Strecke Wennemen - Bestwig war unterbrochen.

21. Oktober 1944: Zweiter Tieffliegerangriff mit Sprengbomben auf den Bahnhofskomplex: zwei Wohnhäuser oberhalb der Lagerstraße völlig zerstört, Es gab 8 Tote.

Im Frühjahr 1945 verschärfte sich der Luftkrieg über der Stadt. Die Angriffe auf die Eisenbahnlinie wurden zahlreicher und gefährlicher, so dass schließlich nur noch nachts Züge fahren konnten. Die Tieffliegerangriffe von 1944 hatten nur eine Störung des Bahnverkehrs bewirkt. Mit dem Vorrücken der Alliierten im Reichsgebiet wurde auch der Verkehr auf den Straßen der Stadt, ohne Unterschied ob zivil oder militärisch, täglich bedroht.

Unabhängig von diesem Tieffliegerkrieg, der die Hauptverkehrslinien abschneiden und Materiallager vernichten sollte, um die Deutschen vom Hinterland abzuschneiden, wurde die Kreisstadt Meschede zerstört.

Wahrscheinlich sollten nach der Zerstörung der großen Städte nun auch die kleineren vernichtet und die so Widerstandskraft des deutschen Volkes geschwächt werden. Andererseits ist es möglich, dass die Bombardierung Meschedes schon ein Teil der sich vorbereitenden Einkesselung des Ruhrgebietes war.

Einen entscheidenden Grund für den unerbittlichen Vernichtungskrieg aus der Luft bildeten die in der Rüstungsindustrie eingesetzten Honsel-Werke.

Eingeleitet wurde der letzte Abschnitt des alliierten Luftkrieges am 27. Januar mit einem Tieffliegerangriff auf einen fahrenden Sanitätszug aus Richtung Köln, bei dem 15 Menschen getötet und 50 verletzt wurden.

Am 8. Februar 1945: Ein besonders schwerer Jagdbomberangriff auf Eisenbahnziele in der Stadt. Schwere Zerstörungen an Wohnhäusern und Fabrikräumen im Raum Rebell, Hünenburgstraße, Ruhrweg und Gleisanlagen mit 17 Toten.

Höhepunkt des Luftkrieges

In jenen Tagen, als sich die Eroberer jenseits des Rheins zum entscheidenden Sprung in das Herz Deutschlands bereit machten, mehrten sich auch in den sauerländischen Bergen die Anzeichen nahenden Unheils. Man roch förmlich, dass etwas in der Luft lag - wie beim Schwert des Damokles, von dem keiner wusste, wann es zum tödlichen Streich herabsausen würde. Und so kam denn auch die Stunde der Heimsuchung für die kleine Stadt im Ruhrtal unerwartet, und mit grausamer Unerbittlichkeit.

Der 19. Februar 1945 war ein Montag an der Schwelle des ausgehenden Winters. Graue Wolken verdüsterten den Himmel. Eine neue Arbeitswoche hatte begonnen, aber in diesen Zeiten galten längst nicht mehr jene Gewohnheiten des täglichen Lebens, die man im allgemeinen

als „normal“ bezeichnet. Nicht mehr wegzudenkende Einschnitte in den Tagesablauf von Schulen, Betrieben und Familien waren Fliegeralarm, Vorwarnungen und akute Gefahr. Es gab kaum eine Stunde, in der die Luftschutzkeller einmal leer waren, wo aus den Lautsprechern nicht das monotone Geräusch der „Luftlagemeldungen“ zu hören war.

Augenzeugenberichte, die in den ersten Nachkriegsjahren erschienen:

In der Mittagszeit gegen 13.40 Uhr heulen die Sirenen plötzlich wieder fünfmal in den Intervallen des Signals „Vollalarm“. Dann kam die Meldung: „Ein Verband von 70 Bombern im Raum Braunschweig nimmt Westkurs“. Später: „Anflug über Lippstadt“. Dann: „Anflug auf Meschede!“

Wieder beginnt die Wanderung einer ganzen Stadt in die öffentlichen Luftschutzbunker oder bergauf in die nahen Wälder. Zwanzig Minuten sind vergangen. Kein Flugzeuggeräusch. Lähmende Stille hängt über den Bergen und Tälern. Es ist, als ob Natur und Kreatur den Atem anhielten. Doch da - das geübte Ohr vernimmt es gleich - ein fernes Summen, noch kaum hörbar, - jetzt wird es deutlicher hörbar, stärker, - kommt näher.

Dann folgt unheilvolles Dröhnen über der geschlossenen Wolkendecke.



„Gott sei Dank - sie fliegen weiter nach Süden!“.

Der Verband aber wendete. Dann die ersten Einschläge.

Sie müssen sehr tief fliegen, eingehüllt in die niedrig hängenden Wolkenschleier.

Aus dem Brummen wird ein Dröhnen; Liberators oder Lancasters geht es manchem durch den Kopf. Jetzt haben sie die Peripherie der Stadt erreicht - akute Luftgefahr - und jetzt, jetzt —um Gottes Willen!— Ein Rauschen, es schwillt an, pfeift, schreit, hetzt, tobt, jagt und brandet. Die Erde bebt und die Menschen mit ihr. — Die Hölle — Alles ist rot und schwarz und gelb und weiß, ein tobendes Feuermeer, das fließt und fließt.

Der Mescheder Frank Schürmann schrieb in sein Tagebuch über die schwerste Bombardierung in der Kreisstadt:

„Seit halb drei tobt der schaurige Feuertanz ununterbrochen. Von apokalyptischen Reitern gejagt sind die Mescheder eingekesselt, gefangen. Nur die Toten spüren es nicht mehr. Sie gingen rasch“.

„Schwarze Geisterfinger streckten sich aus dem Himmel. Ein unheimliches Rauschen treibt uns in den Keller. Die Erde bebt, trommelt, tobt. Und dann Stille. Die Überlebenden laufen hinaus. Von der Stadt sehen sie nichts. Das Tal gleicht einem Meer von Rauch“.

— Meschede ist nicht mehr. Dort im Tal, - unter diesem Feuerberg, unter diesem ungeheuren Rauchpilz kann kein Leben mehr existieren. Doch...“

Später war es dann möglich, eine erste Bilanz zu ziehen: In acht Minuten entluden die Bomber über Meschede mehr als 200 Sprengbomben mittleren und schweren Kalibers und rund 20.000 Brandbomben, Stabbrandbomben und 250 Phosphorkanister. Mehrere Bombenteppiche fielen außerhalb der Stadt in die Fluren. Mehr als 219 Häuser mit 400 Wohnungen waren vollständig vernichtet, darunter der Altstadt-Kern mit dem Gebiet des früheren Stifts Meschede. Das war ein ungeheurer Ausfall an Wohnraum für eine so kleine Stadt wie Meschede. Dazu kamen 92 Häuser mit 188 Wohnungen, die zu 60 Prozent beschädigt waren. 103 Häuser mit 206 Wohnungen hatten Kriegsschäden von 40 Prozent und 178 Häuser

mit 341 Wohnungen wiesen Kriegsschäden von 15 Prozent auf. Zusammen waren also 592 Häuser mit 1135 Wohnungen ganz oder teilweise zerstört. Nur 188 Gebäude mit 340 Wohnungen hatten die Luftbombardements ohne Schaden überstanden. Fast 50 Menschenleben gingen in diesem Hexenkessel zugrunde eine Anzahl Ausländer nicht eingerechnet. Die Straßen der Stadt waren übersät von Trümmern, Trümmern und nochmals Trümmern! Das Gotteshaus St. Walburga geschändet. - Trauer.

Viele Menschen versuchten, der Feuersbrunst zu entkommen und flohen, oftmals mit ihrer letzten Habe, mit Säcken, Körben, Handwagen und Kinderwagen auf den Krankenhausberg. Rauch und Flammen mischten sich immer wieder mit Detonationen, mit dem Bersten zusammenbrechender Hauswände und den Explosionen von Blindgängern.

Viele Menschen weinten.

Unter denen, die mitten in diesem Hexenkessel steckten, befand sich auch Pfarrer i. R. Franz Josef Grumpe, damals Vikar an der Pfarrkirche St. Walburga:

„Da gab es Minuten, wo einem der Verstand stillstand. Alle Wände brannten. Das Feuer floss von oben nach unten Wände und Treppen hinunter. Die Flammen entfachten einen Wirbelwind. Das Feuer raste waagrecht an den Häuserfronten von Steinstraße und Mittelgasse entlang. Männer rasten wie die wilden in Todesangst durch die Straßen. Überall lagen Tote“

Wer kann heute noch das Leid ermessen, das sich auf die Herzen von mehr als 6000 Menschen gelegt hatte?

Zwei weitere Großangriffe versetzten Meschede endgültig den Todesstoß. Die Bevölkerung rang in der Trümmerwüste ums Überleben.

28. Februar 1945: Zweiter Tagesangriff schwerer Bombenverbände in

drei Wellen. Dauer 12 Minuten. Angriff erfasste erneut die Innenstadt und Nördelt, hauptsächlich aber das Ruhrtal mit den Honsel-Werken und das gesamte Gebiet zwischen Beringhauser Straße und Schultenkamp. Es wurden mehr Sprengbomben, jedoch weniger



Brandbomben als am 19. Februar abgeworfen, es gab 38 Tote.

Bei der Beisetzung der Toten gedachte nun auch die NSDAP der Opfer. Ihre Rede „dass die Feinde in Fliegerterror machten, weil sie uns an den Fronten nicht besiegen könnten, dass wir, Kinder und Enkelkinder es ihnen heimzahlen würden und die Toten Opfer für den Sieg seien, machten keinen Eindruck mehr und waren kein Trost in dieser Stunde“.

Bis zum letzten schweren Angriff verging eine Zeit, in der die Sirenen fast ununterbrochen heulten, Tiefflieger die Stadt angriffen und die Menschen in ständiger Angst leben mussten. Es gab weder Licht, Wasser, Unterkunft noch Nahrung; die notwendigsten Dinge zum Leben fehlten. Am 9., 10., 19. und 21. März folgten kleinere Angriffe, die dem noch notdürftig bestehenden Eisenbahnverkehr galten.

- 9. März 1945: Tieffliegerangriff mit Bordwaffen und Splitterbomben auf Bahn und Schlachthaus.
- 10. März 1945: Tieffliegerbeschuss auf einen Transportzug mit Ausländern in der Nähe von Schloss Laer.

- 19. März 1945: Tieffliegerangriff auf leeren Lazarettzug im Bahnhof Meschede.
- 21. März 1945: Tieffliegerangriff auf Güterzug bei Heinrichsthal.

Die letzten Bombardierungen fanden am 23. März 1945 statt mit dem Ziel, die Eisenbahnanlagen völlig zu zerstören. Neben dem Bahnhofsgebäude und vielen benachbarten Häusern wurden wieder die Honsel-Werke mit Spreng-Bomben beworfen. Dabei geriet ein großer Stoß Elektron in Brand, der die Stadt drei Wochen lang mit einem gespenstischen Licht erhellte.

Diese Tage waren den Frauen und Männern von Meschede, die es miterlebt hatten, ins Herz geschrieben.

Pfarrkirche St. Walburga

Als am 19. Februar 1945 in der Mittagszeit die Sirenen Fliegeralarm und schließlich Hauptalarm gaben, dachte niemand daran, dass das Gotteshaus bis zum Abend ein Raub der Flammen werden würde. Mengen von Spreng- und Brandbomben waren trotz des diesigen Wetters auf Meschede und Umgebung geworfen worden. Große Teile der Innenstadt standen in Flammen, unter anderem auch das Pastorat, die Vikarie, das Jugendheim, genannt Passe. Die Feuerwehren aus den umliegenden Ortschaften waren zum Großeinsatz nach Meschede befohlen. Über aller Not und allem Elend stand zunächst die Walburgakirche mit ihrem Turm unversehrt. Als das Feuer der „Passe“ sich dem Kirchturm immer mehr näherte, bat der damalige Pastor Künsting, der in den vorausgegangenen Minuten auch alles verloren hatte, die Feuerwehrmänner händeringend, den Wasserstrahl auf den Kirchturm zu halten, damit die Orgel der Kirche gerettet werde. Von dem Turm aus bestand eine Verbindung zu dem Dach der „Passe“. Pastor Künsting aber wurde trotz seiner flehenden Bitten jedesmal kalt abgewiesen

mit den Worten: „Wir dürfen nur Wohnhäuser retten!“ Welche Ironie, da keine Wohnhäuser mehr da waren, die gerettet werden konnten, wenn nicht die Eigentümer selbst sich gegen das Übergreifen der Flammen schützten.

Das Feuer, das noch zurückgehalten hätte werden können, griff langsam auf den Turm über, und gegen Abend brannte er von innen aus. Von den Höhen um Meschede sah man den hellen Feuerschein. Der Innenausbau (Treppen und Podeste) war aus Holz gefertigt, und so konnte sich das Feuer von unten nach oben fortsetzen. Die einzige Glocke, die nach Abgabe der anderen Glocken für Kriegszwecke wieder aufgehängt worden war, und früher in dem Raum neben der Kirche gestanden hatte, (dieser Raum gehörte zur „Passe“ und diente früher als Feuerwehrgeräteaum) und aus dem Mittelalter stammte, stürzte unter Krachen mit dem Glockenstuhl nach unten. In der Nacht schlug der Turm um und zerstörte das Kirchendach. Der Altarraum, das Chor, war unbeschädigt geblieben.

Honsel-Werke - Liste der Zerstörungen:

Fast sämtliche Anlagen waren zerstört oder schwer beschädigt:

- Das Verwaltungsgebäude, daran anschließendes Plattenwalzwerk, eine Warmwalzanlage, zwei Bandwalzanlagen mit den dazugehörigen Schmelz- und Gießeinrichtungen, die daran anschließende Schlosserei und Reparaturbetriebe, die neben dem Walzwerk liegende Elektrostation, die mit zwei Turbinen monatlich 40.000 - 50.000 kWh Strom lieferte,
- die am Mühlengraben nördlich beginnenden Werksanlagen, Sandgießerei (Werk II), der Mühlengraben, als Wasserreservoir des gesamten Werkes ein zentraler Lebensnerv, an vielen Stellen zerstört, außerdem in der Sandgießerei die Kräne und Sandtransportanlagen in große Bombenrichter gestürzt, die

dazu gehörigen Modellwerkstätten für Anfertigung von Holz- und Metallmodellen, die daneben liegende technische Verwaltung mit der gesamten Werkstoffprüfung und der Vergütung für hochwertigen Spezialguss,

- die zentrale Werksabnahme, Prüfung, Versandhalle, die Hallen für die Fertigung von Kokillenguss sowie die Sandgießereibetriebe für Groß- und Kleingussteile aus Magnesiumguss und die anschließende Putzereihalle.
- Der Teil III des Werkes stellte tagelang durch das Magnesium einen Hauptbrandherd dar, desgleichen die Schweißereien für Großgussteile mit den dahinterliegenden Röntgenräumen mit Tausenden von Filmen.
- Dahinter die Honsel-Leichtmetallguss GmbH, die zur Fertigung von Flugmotorenguss entstanden war.
- Zuletzt die Lehrlingswerkstätten und die Schulungsräume.

Chronik

- 20. Oktober 1944: Tieffliegerangriff mit Sprengbomben, Gebäudeschaden an der Hünenburgstraße, das Haus Kanisius wird zerstört. Drei Todesopfer
- 21. Oktober 1944: Tieffliegerangriff / Jagdbomber mit Sprengbomben auf den Bahnhofskomplex: Sie treffen und zerstören die zwei Wohnhäuser Peus und Zumbroich oberhalb der Lagerstraße völlig. 8 Tote.
- 8. Februar 1945: Erneut Jagdbomberangriff auf Eisenbahnziele. Schwere Zerstörungen an Wohnhäusern und Fabrikräumen im Raum Rebell, an der Hünenburg, auf dem damaligen Ruhrweg.
- Darunter: das Bürogebäude der Firma Wiebelhaus und das Haus Jürgens im Rebell sinken in Trümmer -17 Tote
- 19. Februar 1945: Erster Großangriff auf Meschede - Meschedes Schicksalsstunde hatte geschlagen. In acht Minuten werden der Stadtkern und weite Wohngebiete an der Nördelt fast völlig zerstört: Dazu gab es 45 Todesopfer - eine Anzahl Ausländer noch



gar nicht mitgezählt:

- 28. Februar 1945: Zweiter Tagesangriff schwerer Bomberverbände in drei Wellen. Dauer 12 Minuten. Angriff erfasste erneut die Innenstadt und Nördelt, hauptsächlich aber das Ruhrtal mit den Honsel-Werken und das gesamte Gebiet zwischen Beringhauser Straße und Schultenkamp. Es wurden mehr Sprengbomben, jedoch weniger Brandbomben als am 19. Februar abgeworfen. Es gab 38 Tote.
- 9. März 1945: Tieffliegerangriff mit Bordwaffen und Splitterbomben auf Bahn und Schlachthaus.
- 10. März 1945: Tieffliegerbeschuss auf einen Transportzug mit Ausländern in der Nähe von Schloss Laer.
- 19. März 1945: Tieffliegerangriff auf leeren Lazarettzug im Bahnhof Meschede.
- 21. März 1945: Tieffliegerangriff auf Güterzug bei Heinrichsthal.
- 23. März 1945: Die letzten Bom-



bardierungen fanden am 23. März 1945 statt mit dem Ziel, die Eisenbahnanlagen völlig zu zerstören. Neben dem Bahnhofsgebäude und vielen benachbarten Häusern wurden wieder die Honsel-Werke mit Spreng-Bomben beworfen. Dabei geriet ein großer Stoß Elektron in Brand, der die Stadt drei Wochen lang mit einem gespenstischen Licht erhellte.

Massaker bei Meschede

Die Männer wurden durch Kopfschüsse aus nächster Nähe ermordet. Einige waren noch nicht einmal 18 Jahre alt. Die Körper waren mit Monteur-Anzügen bekleidet, auf die die Bezeichnung „Ost“ für Russe und „P“ für Polen aufgezeichnet war.

Als Kreismedizinalrat war Dr. Petrasch am 28./29. März 1947 bei der Exhumierung der Leichen von 80 sogenannten „Fremdarbeitern“ auf einer Wiese zwischen Meschede und Eversberg dabei. Zwei Jahre zuvor, am 22. März 1945, wurden die überwiegend sowjetischen Arbeiter nachts von weniger als 25 Wehrmachts-Soldaten hingemetzelt und an Ort und Stelle verscharrt.

Das Exekutions-Kommando war in Suttrop stationiert und Teil der Division „z. V.“ (zur Vergeltung), die aus einer reinen Wehrmachtsformation hervorgegangen war. Die Division kommandierte SS-Obergruppenführer Dr. Kammler. Ihm unterstanden in den letzten Kriegswochen alle V-Waffen. Der fanatische Nationalsozialist war von Hitler und Himmler mit uneingeschränkten Vollmachten ausgestattet worden. Auf Kammlers Konto geht aber nicht nur die Massenerschießung unweit der B 55/Abzweig Eversberg. Er befahl auch die Exekutionen

- Im Langenbachtal bei Warstein (Ermordung von 14 Männern, 56 Frauen und einem Kleinkind)
- und in einem Wald bei Suttrop (Ermordung von 35 Männern, 21 Frauen und einem Säugling).

Die Erschossenen waren allesamt als Fremdarbeiter in der Warsteiner Schützenhalle untergebracht. Bis auf Kartoffel- und Runkeldiebstähle und Einbrüche in Vorratskammern von Bauernhöfen waren von den knapp 1000 Internierten bis März 1945 keine größeren Übergriffe bekannt. Für Kammler (Selbstmord in Prag) waren die Ausländer „minderwertiges Pack“ und „unnütze Esser“.

Nach gerichtlichen Untersuchungen sind die 80 Russen und Polen unter dem Vorwand, sie seien Plünderer, erschossen worden. Am Abend des 22. März 1945 wurden sie zu einem angeblichen Arbeitseinsatz in drei oder vier Transporten zum Exekutionsplatz gefahren. Mit Hilfe von Sprengmunition war am Nachmittag eine 30 x 6 m große und 1,50 m tiefe Grube unweit der heutigen Kriegsgräberstätte ausgehoben worden. Dort angekommen, mussten die Männer Mäntel, Decken, Brotbeutel und Ausweispapiere ablegen.

„Jetzt erkannten sie, was ihnen für ein Schicksal bevorstand. Sie wurden unruhig, ließen sich aber in die Grube hineinführen und mit dem Gesicht zur Wand aufstellen“, erinnerte sich später ein Zeuge vor Gericht. „Die Soldaten traten jeweils hinter einen Arbeiter und ...“

Nachdem die Leichen notdürftig mit Erde zugeschaufelt waren, ging das Kommando zur Straße zurück und wartete auf den nächsten Transport. „Bei einem Schub versuchte ein Mann zu fliehen, wurde aber mit einem Feuerstoß niedergestreckt. Die anderen jammerten und weinten“.

Die abgelegten Sachen der Erschossenen wurden mit Benzin übergossen und verbrannt. Die Soldaten waren damals zu einer Unterhaltung nicht fähig. Angebotenen Alkohol verweigerten sie. Lediglich Zigaretten nahmen sie. Wochen später wurde das Massengrab vom Grundstückseigentümer entdeckt, der aber aus Angst vor den noch im Lande befindlichen Fremdarbeitern eine Anzeige unterließ.

Das Massengrab wurde zwei Jahre später exhumiert, die Leichen wurden zu zweit in einem Sarg auf dem „Franzosenfriedhof“ bestattet.

Dieser Bericht stützt sich auf detaillierte Prozessakten der Arnsberger Staatsanwaltschaft. Die Schuldigen wurden unter den Augen der Weltöffentlichkeit im Jahre 1958/59 verurteilt.

Das Ende

Ende März, Anfang April 1945 überschritten die Alliierten an mehreren Stellen den Rhein in seiner ganzen Länge. Schon am 1. April verbreitete sich in Meschede die Nachricht, dass die Amerikaner Rütten besetzt hätten. Die deutsche Wehrmacht griff nun zu letzten Maßnahmen. Im Westen der Stadt Meschede wurden Panzersperren angelegt oder geplant - im Westen. Aber die Amerikaner kamen nicht aus dem Westen, sondern aus dem Osten.

Wo deutsche Truppen stationiert waren und sich zurückzogen, dort hinterließen sie verbrannte Erde.

Gegen Mittag des 8. April wurde die Stadt Eversberg kampflos besetzt, nachdem sie seit dem Vorabend unter Beschuss gelegen hatte. Bei der Beschießung wurde Elisabeth Degenhardt tödlich verletzt und wurden an 15 Häusern z. T. schwere Schäden verursacht.

Die Amerikaner stießen noch am selben Tag (8.4.) weiter in Richtung Meschede vor. Ohne jeden Widerstand zogen sie gegen 14.00 Uhr in Wehrstapel ein. Bei der vorausgegangenen kurzen Beschießung hatten der Kirchturm und einige Häuser Treffer erhalten. Schlimmer ging es in Heinrichsthal zu. Vom Stinneskopf her versuchte der hier eingesetzte „Volkssturm“ die Amerikaner aufzuhalten, worauf diese Bomben warfen und eine Anzahl von Häusern in Brand schossen. Dabei kamen drei Frauen ums Leben.

Am 7.4. wurde die deutsche Artilleriestellung am Vogelsang von Flie-



gern angegriffen und der letzte Artilleriekampf für Meschede begann. Deutsche Artillerie feuerte von der Ittmecke nach Osten, amerikanische Geschütze beschossen von Heinrichsthal her den deutschen Gefechtsstand beim Kloster. Auf dem Rückzug nahmen deutsche Soldaten in der Nacht zum 8.4. in Meschede Quartier. Aus Richtung Heinrichsthal ratterten den ganzen Nachmittag deutsche und amerikanische Maschinengewehre. Deutsche Schützen waren am evangelischen Friedhof und in der Ittmecke. Vom Schultenkamp schoss eine deutsche Flak. Auf der Briloner Straße, hinter dem evangelischen Friedhof, trafen die anrückenden amerikanischen Panzer noch auf letzten Widerstand. Aus den Russenbaracken hinter dem Friedhof stieg Feuer auf. Dieser letzte Kampf ging zu Ende, indem sich die deutsche Wehrmacht zurückzog.

Am Abend desselben Tages (8.4.1945) von 21.00 Uhr an nahmen die Amerikaner Meschede in Besitz, nachdem sie die Kreisstadt vom 7.8. ab beschossen hatten. Sie drangen gleichzeitig von Norden und Osten her in die Stadt ein. Der Widerstand war beendet und die Amerikaner besetzten die Stadt. Die Sprengung der Brücken erwies sich als völlig sinnlos. Schon am 10. April wurden sie durch provisorische Eisenbrücken ersetzt.

In jedem Haus, in Trümmern und Bunkern suchten die Amerikaner nach Soldaten und Waffen. Ein schnell errichtetes Gefangenenlager an der Friedensstraße füllte sich bald mit Soldaten und Zivilpersonen. Die Menschen konnten sich endlich aus den Bunkern wagen.

Während der Kämpfe im Sauerland war das St. Walburga Krankenhaus in ein reines Feldlazarett umgewandelt worden. 250 Verwundete lagen in jeder Ecke auf Stroh. Die Operationsräume waren wegen des Beschusses auf den Flur verlegt worden. Am 9. April, abends um 9 Uhr, erschienen die Amerikaner und übernahmen am folgenden Tag mit ihren Ärzten das Haus.

In nüchternen Worten hat Prof. Albert Huyskens diesen Tag, den weißen Sonntag des Jahres 1945, in seiner 1949 erschienenen Chronik

„Der Kreis Meschede unter der Feuerwalze des Zweiten Weltkriegs“ festgehalten.

Und so froh die meisten Menschen waren, dem Krieg endlich entronnen zu sein, so gab es doch auch die Szene, dass ein HJ-ler in Meschede mit dem Luftgewehr auf einen amerikanischen Panzer schoss. Da stürmten die Amerikaner ins Haus des fanatischen Schützen - und haben ihn fürchterlich verprügelt.....

Die amerikanische Militärverwaltung verlangte Mithilfe der Bevölkerung. Das Arbeitsprogramm für die ersten Tage wurde zunächst auf das Notwendigste beschränkt: Beerdigung toter Zivilisten und Soldaten, Räumung der Straßen von Trümmern, Instandsetzung der Wasserleitung, Sicherstellung der Ernährung.

Alle Läden der Stadt aber waren leer. Um Plünderungen zu verhindern, hatten die Amerikaner noch vorhandene Lebensmittel ausgegeben

Die im Landratsgebäude eingezogene Militärverwaltung ernannte Zivilpersonen zu Hilfspolizisten zum Schutz der Bevölkerung gegen die „Fremdarbeiter“. Die „Fremdarbeiter“, die vorher in der Rüstungsindustrie und der Landwirtschaft gearbeitet hatten, standen nun ohne Unterkunft und Arbeit. Dazu kamen „Fremdarbeiter“ aus dem Ruhrgebiet - vor allem Russen. Sie waren der Schrecken der Bevölkerung. Sie überfielen alleinstehende Häuser und erschlugen die Menschen.

Für Meschede selbst war der Krieg mit seinen Kampfhandlungen zu Ende, aber der Krieg ging weiter. Bereits am 9.4. donnerten amerikanische Geschütze von der Ittmecke und vom Langeloh nach Westen, amerikanische Flieger starteten und landeten auf den Ruhrwiesen von Schultenkämper.

Am Morgen des 9.4. stießen die Amerikaner von Meschede auf Laer vor. Während die Infanterie über den Hainberg herunterstieg und von



der Klause her sich über die Birkenallee näherte, erkundete ein Panzer die Straße. In Laer war durch Artilleriebeschuss ein Vierfamilienhaus abgebrannt.

Hier wie auch auf der Reichsbahnstrecke Wennemen Meschede, der Straße Wennemen - Calle und zwischen Freienohl und Olpe waren die durch die „Organisation Todt“ vorbereiteten Brückensprengungen beim Herannahen der Amerikaner ausgeführt worden.

Von Osten her drangen die Amerikaner durch das Hennetal, durch das Tal des Rarbachs und weiter nördlich von Ramsbeck her über Remblinghausen, Enkhausen, Schüren bis Wenholthausen vor und vereinigten sich hier mit denen durch das Tal des Rarbachs kommenden Kräften. Am 9.4.1945 besetzten die Amerikaner die am Ostrand der Gemeinde Remblinghausen gelegenen Ortschaften.

Bonacker wurde bereits am 9.4. von deutscher Artillerie beschossen. Der Vormarsch der Amerikaner wurde durch eine am Südhang des bei Remblinghausen gelegenen Astenbergs in Stellung gegangene deutsche Batterie, die die Straßen befeuerte, kurzzeitig behindert. Von nennenswertem Widerstand wird nur von Höringhausen berichtet, wo der amerikanische Vormarsch ins Stocken geriet.

Auf der Beringhauser Klause wurden einige Häuser zerstört, weil hier Widerstand geleistet wurde. Soldaten schossen aus einem Haus und auf einem Bunker, den sich die Bewohner im angrenzenden Wald gebaut hatten, hier war ein deutscher Leutnant mit Maschinengewehr in Stellung gegangen. Durch Handgranaten, die die Amerikaner bei ihrem Eindringen in den Bunker warfen, wurden zwei „Fremdarbeiter“ getötet.

Der amerikanische Vormarsch kam an diesem Tag bis dicht vor Remblinghausen, das seit September 1944 nur eine kleine Einquartierung gehabt hatte, die zu dem Einsatz der V-Waffen gehört haben soll, deren Stab in Schloss Laer lag. In der Karwoche waren allerdings

immer wieder neue Truppen durchgezogen oder hatten hier Quartier genommen, so dass das Dorf oft einem Heerlager glich. In der Schule wurde der „Volkssturm“ einquartiert, der auf Fahrrädern in Zivil gekommen war und hier eingekleidet werden sollte. Dazu kam es aber nicht mehr.

Die erste Granate in Remblinghausen selbst fiel am Morgen des 7. April 1945. Unmittelbar darauf verließ die deutsche Etappenformation das Dorf. Im Ort blieben nur noch einige Fernsprecher und Funker in der Schule und bei der Kirche. Der eigentliche Beschuss begann am 7.4. abends und dauerte mit Pausen bis zum 10.4. in der Frühe. Am 9.4. zog die am Südhang des Astenberges südlich von Remblinghausen stehende Batterie, die den Vormarsch der Amerikaner aufgehalten hatte, nach Westen ab. Am Abend des 9. hatten auch die letzten durchziehenden deutschen Truppen das Dorf verlassen. Auf dem Kirchturm wurde jetzt die weiße Fahne gehisst, das amerikanische Feuer beruhigte sich und wurde weiter nach Westen verlegt.

Am Morgen des 10.4. erschienen zunächst einzelne Spähtrupps der Amerikaner im Dorf, später zog dann eine geschlossene Truppe ein.

Bemerkenswert sind die großen Schäden, welche durch den Beschuss in Remblinghausen verursacht wurden. 23 Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude wurden total zerstört; mehr oder weniger beschädigt waren alle Häuser, besonders auch Kirche und Schule.

Schon am 7.4. brannte als erstes Haus das Pfarrhaus ab, weil im angrenzenden Wirtschaftsgebäude Munition und Treibstoff untergebracht war. In der neuen Schule schlug eine Granate bis zum Keller durch. Eine der hierbei Verwundeten starb später im Lazarett von Marburg, wohin sie von den Amerikanern geschafft wurde. Die Verluste unter der Zivilbevölkerung Remblinghausenes waren verhältnismäßig hoch.

Lebensverhältnisse

Für Meschede selbst war der Krieg mit seinen Kampfhandlungen

am 8.4.1945 zu Ende, aber der Krieg in Deutschland ging weiter - noch einen ganzen Monat lang. Nach den alliierten Übereinkünften war vorgesehen, dass Westfalen durch die Engländer besetzt werden sollte. Doch zunächst war es im Verlauf der Kämpfe an die Amerikaner gefallen. Dadurch waren die Amerikaner auch zunächst für alles verantwortlich - auch für die Verwaltung auf den untersten Ebenen der Ämter und Kreise.

In den allerersten Tagen kam es den Amerikanern darauf an, dass auf deutscher Seite überhaupt jemand da war, an den sie sich halten konnten. Alles andere kam später:

In ihrem Bestreben, den Nationalsozialismus auszurotten, entließen sie im großen Umfang der Partei angehörende Beamte und Angestellte der öffentlichen Verwaltung und der Lehrer aus ihren Stellungen. Sie nahmen prominente Vertreter der Partei in Haft und führten sie in Internierungslager. An ihre Stelle setzten sie neue Kräfte, die ihnen als politisch zuverlässig bekannt oder genannt worden waren. Immer wieder proklamiertes Ziel war die Umerziehung der Deutschen zur Demokratie. Im August 1945 war dieses Ziel im Potsdamer Abkommen noch einmal ausdrücklich formuliert worden. Dennoch erreichte zunächst die von den Besatzungsmächten praktizierte Politik aber nicht einmal das demokratische Existenzminimum. Deutschland wurde von einer ausgesprochenen Militärdiktatur der Alliierten regiert. Es ist sicher nicht von ungefähr, dass die Formel von der „wohltätigen Gewaltherrschaft“ nun in Direktiven auftauchte, denn diese verstand sich als Auftakt für eine Demokratisierung und Dezentralisierung. Zwischen verbalen Beteuerungen aber und praktizierter Politik klafften Welten.

In der ersten Zeit nach den Kämpfen war überall spürbar, wie total der Zusammenbruch Deutschlands war: Kein elektrischer Strom und daher auch kein Licht, nur noch vereinzelt betriebsfähige Rundfunkgeräte, die mit Batterien betrieben werden konnten, kein Telefon, keine Zeitung. Statt sicherer Nachrichten nur weitererzählte Gerüchte, kein

Eisenbahnverkehr; die Füße waren das einzige zuverlässige Verkehrsmittel. Das Wirtschaftsleben fast völlig lahmgelegt - teils wegen Zerstörung, teils wegen mangelnder Arbeitskräfte, teils wegen fehlender Roh- und Betriebsstoffe und fehlender Energie. Und natürlich fehlende Nahrungsmittel und Wasser.

Für die überlebenden Deutschen aber blieb keine Zeit, sich ihrem Schmerz hinzugeben und die furchtbaren Eindrücke zu verarbeiten. Damit das Leben erhalten blieb, musste zugepackt werden. Auch die mit den amerikanischen Truppen gekommene Militärverwaltung verlangte dies von der Bevölkerung.

Das Arbeitsprogramm für die ersten Tage nach Beendigung der Kämpfe:

Die amerikanische Militärverwaltung verlangte Mithilfe der Bevölkerung. Die Aufgaben für die ersten Tage wurde zunächst auf das Notwendigste beschränkt: Beerdigung toter Zivilisten und Soldaten, Räumung der Straßen von Trümmern, Vergraben toter Tiere, Instandsetzung der Wasserleitung, Sicherstellung der Ernährung. Alle Läden der Stadt aber waren leer. Um Plünderungen zu verhindern, hatten die Amerikaner noch vorhandene Lebensmittel ausgegeben.

Ein großer Teil dieser Maßnahmen war allein deshalb notwendig, um einer Seuchengefahr vorzubeugen.

Anfang Juni löste die englische 56. Division die 75. amerikanische aus Pittsburg bereits ab.

Während die Amerikaner begonnen hatten, die deutsche Selbstverwaltung, wie sie in der Weimarer Republik bestanden hatte, zu restaurieren, da man sie als hinreichende Voraussetzung für einen demokratischen Neuanfang betrachtete, griffen die Briten unter Missachtung des in Deutschland organisch Gewachsenen gewaltsam in das organisatorische Gefüge ein, um die englische Selbstverwaltungspraxis

mit ihrer „Doppelspitze“ auf Deutschland zu übertragen.

Ernährungslage

Den Menschen in den ausgebombten Städten, die für die zahllosen Flüchtlinge enger zusammenrücken mussten, drohten nach dem Krieg unsichtbare Feinde: Hunger und Kälte. Es fehlte an allem, besonders Nahrungsmittel, Wohnraum, Kleidung sowie Kohle zum Heizen und Kochen. Dazu kam der Winter 1946/47, einer der kältesten und längsten seit Menschengedenken, der die Temperaturen unter -20 Grad sinken ließ.

Im März 1946 wog das Deutsche Rote Kreuz auf Veranlassung der US-Militärregierung die Bevölkerung in der amerikanischen Besatzungszone, die besser mit Nahrungsmitteln beliefert wurde als die britische. Das Durchschnittsgewicht der über 20-jährigen Männer lag bei 59 kg, gleichaltrige Frauen brachten etwa 7 kg weniger auf die Waage. Heute Traumwerte für Schlankheitsbewusste, damals für Otto Normalverbraucher aber ein ständig zermürender Kampf gegen den Hunger und, oft genug, das Verhungern.

Zu kaufen gab es Nahrungsmittel schon lange nicht mehr in den Geschäften. Die alliierte Militärverwaltung regelte die Ernährung durch die Ausgabe von Lebensmittelkarten, die zu bestimmten Zeiten an den Ausgabestellen abgeholt werden konnten. Die Reichsmark hatte ihre eigentliche Funktion als Zahlungsmittel längst verloren, normale Geldmengen (Löhne und Gehälter liegen weiterhin bei 200 bis 300 Mark) reichen nur noch für den Kauf amtlich zugeleiteter Ware. Aber davon konnte man kaum leben.

Lebensmittelmarken

Elf Jahre lang waren die Lebensmittelmarken wichtiger als Bargeld. Die Deutschen konnten nur mit diesen Berechtigungskarten ihre wichtigsten Grundnahrungsmittel wie Fleisch, Brot, Butter, Zucker und

Nährmittel beziehen. Schon vor Beginn des Zweiten Weltkrieges, im September 1939, waren die Karten gedruckt worden, um die Lebensmittel zu rationieren. Für die Ausgabe und Registrierung wurden eigens Ämter eingerichtet.

Nach der Währungsreform 1948 wurde plötzlich das Warenangebot breiter. Sogenannte UT-Ware (unter der Theke verkaufte Güter) waren plötzlich für harte Deutsche Mark zu haben.

Da das Warenangebot weiter stieg und das Vertrauen in die DM wuchs, konnte man auch schon vieles ohne Marken kaufen. 1950 wurden die Lebensmittelkarten endgültig abgeschafft; auch für die Kaufleute bedeutete dies eine erhebliche Erleichterung - sie waren endlich das lästige Aufkleben und das Abrechnen mit den Ämtern los. Sonderzuteilungen wie eine Apfelsine pro Bürgerin und Bürger zu Weihnachten oder eine halbe Tafel Schokolade zu Ostern waren damit nicht mehr gefragt.

Es wurde gezahlt, was das Zeug hielt und das Portemonnaie erlaubte.

Entwicklung der Zuteilungsrationen

Dies zeigte sich an der Entwicklung der Zuteilungsrationen. So wurden in der 76. bis 93. Zuteilungsperiode (28.5.1945 bis 13.10.1946) zwischen 900 und 1200 Kalorien täglich pro Normalverbraucher ausgegeben; in der 101. bis 103. Zuteilungsperiode (28.4. bis 20.7.1947) waren es nur noch 650 bis 950 Kalorien.

Eine Ration von 1000 Kalorien setzte sich beispielsweise so zusammen: drei Scheiben Brot, eine mit etwas Butter und eine andere mit etwas Marmelade bestrichen, der siebte Teil eines Herings, ein Stückchen Wurst von der Größe eines Zweimarkstücks und eine Tasse Suppe.

Typische Verbraucherzuteilung: Im Frühjahr 1947 gab es 335 g

Brot, 40 g Nahrungsmittel, 10 g Fleisch, 8 g Fett, 2 g Käse, 100 ml Milch und 17 g Zucker.

Das damalige Landesernährungsamt in Unna trug die oftmals astronomischen Summen zusammen, die für Lebensmittel bezahlt wurden: 40 Mark für ein Kilo Brot, 100 Reichsmark für ein Kilo Fleisch, 560 für ein Kilo Speck, 250 musste hinblättern, wer 50 Kilo Kartoffeln haben wollte. Sage und schreibe 1200 Reichsmark kostete ein Kilo Kaffee oder Tee. Ein Ei: 7 RM auf dem Schwarzen Markt. 4000 Mark kosteten 50 Kilogramm Raps.

Wer hat noch nicht von den sprichwörtlichen Teppichen im Kuhstall der Bauern gehört?

So hatten sich die Menschen den Frieden nicht vorgestellt.

Man brauchte Korn, die Amerikaner verstanden Corn. Sie schickten Mais - ein Übersetzungsfehler. Das Brot schmeckte fürchterlich, aber der Hunger trieb's hinein.

In der Not wurde auf alles zurückgegriffen, was die Natur an halbwegs Verdaulichem hervorbrachte. Auf den Geschmack kam es dabei gar nicht an, sondern nur auf das Sättigungsgefühl. Millionen Menschen suchten auf Straßen und Feldern, in Ruinen und Wäldern nach Ersatz für den Mangel an Fett, Fleisch, Gemüse, Mehl, Zucker und Kaffee.

1946/47 wurde aus getrockneter und zerstampfter Baumrinde Kuchen und aus dem getrockneten Blütenstaub der Rohrkolben sowie aus Eichelmehl Brot gebacken. Gegessen wurden auch Brennesseln. Kartoffelschalen, aus dem Abfall geholt und abgekocht, stillten den Hunger ebenso wie roher Lattich und trockenes Brot. Dazu gab es Ersatzkaffee, ein Aufguss aus Rüben oder geschälten Eicheln.

Ursachen für die Ernährungskrise

Die Ursachen für die Ernährungskrise waren vielfältig. Ein Viertel

der landwirtschaftlichen Nutzfläche ging durch Gebietsabtretungen im Osten verloren. In Rest-Deutschland musste nun mit kleiner landwirtschaftlicher Fläche eine größere Zahl von Menschen ernährt werden. Westdeutschland war aber mit der Hälfte seines Nahrungsmittelbedarfs von der Hilfe der Besatzungsmächte abhängig geworden. Stark war hiervon die britische Zone betroffen.

Dazu kam, dass viele Nahrungsmittel erst gar nicht auf den Markt kamen, da sie entweder für den Tag X gehortet oder auf dem Schwarzmarkt verkauft wurden. Der Import von Nahrungsmitteln gestaltete sich wegen fehlender Devisen - die deutsche Industrie unterlag äußerst restriktiven Produktions- und Außenhandelsbeschränkungen der Alliierten - als sehr schwierig. Dazu kam die nahezu vollständige Zerstörung der Verkehrs-Infrastruktur - vor allem der Eisenbahnlinien: Durch die Zerstörung des Arnberger Viadukts war der Eisenbahnbetrieb im März 1945 völlig zum Erliegen gekommen. In Obereimer, in Höhe der Forstschule, wurde ein Notbahnhof eingerichtet. Hier mussten die Reisenden aus Richtung Hagen auf Pferdefuhrwerke umsteigen und den weiten Umweg durch das Alte Feld nehmen, ehe sie im Arnberger Bahnhof wieder den Zug in Richtung Meschede besteigen konnten. Auch umgekehrt gab es nur diese Beförderungsmöglichkeit. Von 1946 bis 1948 diente ein Notgleis über den Viadukt der behelfsmäßigen Verkehrsführung, bis dieser im Jahr 1949 vollständig wiederhergestellt werden konnte. Die Gleisanlagen waren zum Teil wie auch die Brücken nur behelfsmäßig wieder instandgesetzt. Morgens, mittags und abends, oft auch nur zweimal täglich, verkehrten Züge auf der oberen Ruhrtalbahn und ihren Nebenstrecken.

Die Eisenbahndirektion warnte in Verordnungen vor dem Fahren auf Trittbrettern, Puffern und Wagendächern. Die Behörden gaben Genehmigungsscheine für dringende Fahrten zur Arbeit oder zur Beschaffung von Nahrungsmitteln an Händler heraus.

Der Winter 1946/47 - „fringsen“

Aber auch die Natur, so schien es, hatte sich gegen die Hungernden verschworen: Der Winter 1946/47 erwies sich als einer der kältesten und längsten seit Jahren. Die Schiffstransporte aus Kanälen und Flüssen mussten eingestellt werden, die Eisenbahn konnte den Mehrbedarf nicht allein bewältigen. Der Abtransport des in Bremen gelagerten Getreides kam daher für Monate zum Erliegen.

Katastrophal wirkte sich das Fehlen von Kohle aus. Sie musste „organisiert“ werden. Dem Kohlenklauf aus Eisenbahnwaggons und LKW gab der Kölner Kardinal Frings in seiner Silvesterpredigt 1946 seinen Segen, „fringsen“ hieß das gefährliche Geschäft fortan. Für Brennholz holzten die Frierenden ganze Parks ab, verfeuerten das halbe Wohnmobiliar. Es fehlte an so gut wie allem: Lebensmittel jeder Art, besonders Kartoffeln, Fett, Gemüse und Obst. Dafür waren häufig noch vorhanden: Tabak, Zigaretten, Haushaltswaren, Wäsche, oft auch Wertgegenstände.

Was lag also angesichts des ständig knurrenden Magens und einer fast wertlosen Reichsmark näher als der Tauschhandel: Beim Hamstern und auf dem Schwarzen Markt. Bei Schwarzmarktgeschäften verletzte fast jeder die Strafgesetze. Heinrich Böll sprach von einer klassenlosen „Klauf-Gesellschaft“.

Schwarzer Markt

Der schwarze Markt trug einen Januskopf. Auf der einen Seite waren seine wirtschaftlichen Auswirkungen destruktiv, seine menschlichen Auswirkungen demoralisierend. Auf der anderen Seite waren die Lebensbedingungen so schwer, dass der schwarze Markt für viele Menschen lebensnotwendig geworden war, dass er Hunderttausende vor Verwahrlosung und Hungertod bewahrte.

Kompensiert wurde fast alles: Zement gegen Holz, Kohle gegen Baustoffe, Bauplatten gegen Kartoffeln, Mehl gegen Schuhe, Butter

gegen Zigaretten, Bettücher gegen Schmalz, Nägel gegen Leim.

Denn ein Zimmermeister erhielt vier Kilo Nägel im Vierteljahr zugeteilt, ein Schmied 100 kg Eisen - ausreichend für vier Wagenreifen und einige Stabeisen. Schneider bekamen kaum Nadel und Faden, die Schumacher keine Nägel, Sattler zwei Kilo Geschirrlleder - darum die Kompensationen. Taschenlampe und Dynamo, Kuhkette und Füllhalter, Nägel und Werkzeuge waren die Tauschwaren. Ein Hufnagel - ein Ei. Gegen Geld verkaufte kein Bauer.

Der Staatsanwalt diktierte sein Urteil gegen Schwarzhändler auf schwarz gekauftes Papier, und wenn er die Nacht durcharbeitete, dann setzte ihm seine Frau eine Tasse schwarz gekauften Bohnenkaffee vor, den sie vom Erlös ihres schwarz verkauften Abendkleides erstanden hatte. Der Redakteur schrieb seinen Leitartikel gegen die Pest des Schwarzmarktes mit einem schwarz gekauften Bleistift. Ein Leben frei vom schwarzen Markt zu führen schien unmöglich.

Ein Polizeibericht verdient es wiedergegeben zu werden, weil er die Lebensumstände zu Beginn des Jahres 1947 eindringlich schildert. Hauptgesichtspunkt war die sehr ernste Lebensmittellage:

„Seit mehreren Zuteilungsperioden konnte die Bevölkerung nicht mit Nahrungsmitteln beliefert werden. Darüber herrscht in der Bevölkerung große Erbitterung. In der Brotversorgung kommt es immer wieder zu Stockungen. Auch an Unterkünften mangelte es: „Der vorhandene Wohnraum reicht nicht aus, den unbedingt notwendigen Bedarf zu decken. Der Mangel an Wohnraum führt oft zu Zwistigkeiten zwischen den auf engem Raum zusammenlebenden Personen“.

Zunahme der Sterblichkeit 1946

Eine Analyse der damaligen Sterblichkeitszahlen zeigte, dass Selbstmord und Unfälle am stärksten die Lebenserwartung reduzierten, nicht

aber die heutigen großen Killer - Übergewicht, Bewegungsmangel, Alkohol. Krankheiten mit Todesfolge kreisten um den Hunger. Kreislaufschwäche wurde 1946/47 als häufigste Todesursache ärztlich bescheinigt. Seit 1945/46 waren die Tuberkuloseerkrankungen und -sterblichkeit - Maßstab für die allgemeine Verelendung - im Steigen begriffen.

Die Folgen der Unterernährung zeigten sich besonders auf psychischem Gebiet. Die Abnahme der Konzentrationsfähigkeit und des Gedächtnisses gingen einher mit geistiger Schwerfälligkeit und Entschlussunfähigkeit. Die Gedanken bewegten sich nur noch um Nahrungsfragen. Dazu kamen vermehrtes Schlafbedürfnis am Tag und Schlaflosigkeit in der Nacht.

Bis um das 10-fache zugenommen hatten eitrige Erkrankungen wie Furunkel und Karbunkel, aber auch Thrombosen. Der Verlauf vieler Infektionskrankheiten zeigte infolge der herabgesetzten Abwehrkräfte einen zu Komplikationen neigenden Verlauf. Das galt etwa für die Lungenentzündung, die sehr häufig von Rippenfellentzündungen begleitet wurde.

CARE

Die Not der Deutschen sprach sich in der Welt herum. 22 amerikanische Wohlfahrtsverbände gründeten 1946 CARE, die „Cooperative for American Remittances to Europe“.

Care bedeutet übersetzt Sorgen, Betreuen. Niemand spendete anonym, sondern stets für Freunde und Verwandte. Das Paketpacken besorgten andere. Care schickte für 15 Dollar den gewünschten Paket-Typ an die gewünschte Adresse. Die Pakete enthielten zunächst Lebensmittel, später auch Textilien und Schuhe. Unvergesslich wurde vielen Deutschen das Corned Beef und die Schokolade.

Wiederaufbau

Die zwei Großangriffe hatten Meschede endgültig den Todesstoß versetzt. Die Bevölkerung rang in der Trümmerwüste ums Überleben. Diese Tage waren den Frauen und Männern von Meschede, die es miterlebt hatten, tief ins Herz geschrieben.

Beim Gedanken an Wiederaufbau mag zunächst blanke Verzweiflung sie gepackt haben: Wiederaufbau? Wovon? Womit? Wer? Wo anfangen?

Trümmerfrauen

Deutschland 1945/46, das war ein Land der Frauen. Da die meisten Männer tot, in Kriegsgefangenschaft oder interniert waren, übernahmen die Frauen die Verantwortung für alles. Dies brachte manchen Bruch im traditionellen Rollenverständnis von Mann und Frau. Die Jahre der Not und Entbehrung waren auch die Jahre, in denen die ersten Schritte in Richtung Emanzipation gemacht wurden.

Die Leistungen der Frauen in der Nachkriegszeit sind heute vielfach vergessen. Frauen und Kinder begannen zunächst, Schutt in Bombenrichter zu schaufeln. Ein mühseliges Geschäft mit primitivsten Hilfsmitteln und knurrendem Magen. Aber dieser Trümmerschutt war eine der wenigen Baustoff-Reserven, über die Deutschland verfügte. Das Aufbauproblem war nur zu lösen, wenn es gelang, aus Trümmern mit geringstem Energieaufwand und möglichst an Ort und Stelle vollwertige Baustoffe für den Wohnungsbau zu schaffen.

Dächer ohne Ziegel mussten notdürftig mit Teerpappe oder Blech gedeckt werden. Nägel und Schrauben wurden selbst im rostigen, verbogenen Zustand kostbarer als Gold.

Um sich selbst und ihre Familien am Leben zu erhalten, waren viele Frauen gezwungen, Tätigkeiten zu verrichten, die als „unweiblich“ gal-



ten. So arbeiteten sie - wie auch schon im Krieg - als „Schwerarbeiter“ in der Industrie, im Baugewerbe oder in der Land- und Forstwirtschaft, um eine höhere Lebensmittelzuteilung zu bekommen. Denn für Nur-Hausfrauen war lediglich die geringe Normalverbraucher-Kalorienmenge vorgesehen. Dabei war die damalige Hausarbeit, das Besorgen von Lebensmitteln, Brennholz und Kleidung selbst schon Schwerarbeit. Ende 1946 arbeiteten in der Britischen Besatzungszone offiziell 7.291 Frauen auf dem Bau, 7.686 im Bergbau und immerhin noch 6.860 im Bereich der Eisen- und Metallgewinnung.

Nach der Währungsreform wurden berufstätige Frauen dann unter Druck gesetzt, ihren Beruf aufzugeben und sich durch Männer am Arbeitsplatz ersetzen zu lassen.

Demontagepolitik

Die Demontagepolitik ist ein weithin vergessenes Kapitel der Nachkriegsgeschichte.

Zwecks Zerschlagung der deutschen Waffenschmieden hatten die Siegermächte den Abbau zahlreicher Industrieanlagen beschlossen. Sie legten für die Produktion einer deutschen Friedenswirtschaft Höchstgrenzen fest. Werke mit überflüssigen Kapazitäten kamen ebenfalls auf die Demontageliste. Als Reparationen sollten die Anlagen in insgesamt 18 Staaten transportiert werden.

Die Abbrucharbeiten starteten völlig unkoordiniert, und die meisten der veralteten Anlagen verrosteten auf Bahnhöfen. Der Abbau wurde intensiviert, obwohl die Amerikaner bereits begonnen hatten, mit Hilfe des Marshall-Plans den deutschen Wiederaufbau anzukurbeln.

Demontage der Honsel-Werke

Am 8.6.1945 marschieren die Amerikaner in Meschede ein. Die Honsel-Leichtguss GmbH versuchte man seinerzeit mit Hilfe einiger Mitarbeiter aus Betrieb und Büro wieder abzudichten, um die Rest-

werte unter Dach zu bringen und für den späteren Aufbau zu retten. Die Amerikaner halfen, so weit es möglich war.

Die nachfolgenden Besatzungstruppen waren Engländer. Was der Zerstörung durch den Bombenkrieg entgangen war, sollte nun demonitiert werden. Lange lag diese Ungewissheit über dem Werk und seiner Belegschaft.

Nach intensiven Verhören sprachen die Briten ein vollständiges Werksverbot aus.

Fritz Honsel und sein Sohn Hans Friedrich Honsel wurden im August 1945 von den Besatzungsmächten aus Meschede ausgewiesen - mit der Auflage einer Bannmeile von 60 km außerhalb Meschedes. Der zweite Sohn, Kurt Honsel, befand sich zu dieser Zeit in Kriegsgefangenschaft in Afrika. Den Inhabern war damit die Leitung des Werkes entzogen. Der Betrieb erschien unter der Rubrik „überzählige Kapazität“ auf der Demontageliste.

Das Ende der Ausweisung kam eher, als man zu glauben gewagt hatte. Im Frühjahr 1946 stand der Rückkehr nichts mehr im Wege. Doch noch durften die Heimkehrten die Werksanlagen nicht betreten.

Am 1. April 1946 erfolgt die Erteilung des ersten Permit, im Werk räumten 35 Menschen auf, so dass am 1.4.1946 die normale Friedensfertigung der Gießereiabteilungen, wenn auch in bescheidenem Umfange, wieder aufgenommen werden konnte. Trotz der schwierigen Energielage beschäftigten die Honsel-Werke 1947 schon wieder etwa 250 Menschen.

Sohn Kurt Honsel kehrte im Juli 1947 aus der Gefangenschaft zurück und durfte sofort wieder ins Werk, während Hans im Dezember 1947 das Werk wieder betreten durfte.

Im Oktober 1947 durcheilte die Nachricht vom Plan der Totaldemontage der Honsel-Werke wie ein Lauffeuer die Stadt. Wohl hatte

man allgemein mit einer Teil-, nicht aber mit einer Totaldemontage gerechnet, denn noch Mitte August 1947 hatte Honsel für das Walzwerk das große Permit erhalten, wonach monatlich 60 t Leichtmetall verarbeitet werden durften.

Die Frage der Demontage ganz allgemein war eine Lebensfrage der deutschen Wirtschaft, die Demontage der Honsel-Werke im besonderen berührte aufs engste das gesamte Wirtschaftsleben der Stadt und der weiteren Umgebung.

Zur Totaldemontage der Honsel-Werke hat der Treuhänder Dörner unterm 22.10.1947 an das Wirtschaftsministerium Düsseldorf ein Schreiben gerichtet, in dem es u.a. hieß:

„Auf Veranlassung der Militärregierung ist z. Zt. eine Gesamtinventarisierung erfolgt, trotzdem es sich um zwei verschiedene Firmen handelt, von denen die Honsel-Werke AG (altes Werk) bereits seit 1908 bestehen, während die Honsel-Leichtmetallguss GmbH (neues Werk) 1942 gegründet und Ende 1944 angelaufen ist. Zu der Honsel-Leichtmetallguss GmbH (neues Werk) gehört außerdem die Betriebsabteilung Antfeld (unterirdisch), die Ende 1944 geplant, aber nicht mehr eingerichtet wurde.

Zu den Pos. der Demontageliste wird wie folgt Stellung genommen:

Pos. 25 Rüstungsfabriken in Nordrhein-Westfalen, Honsel-Werke AG, Meschede - Abt. Antfeld. Im vorliegenden Fall handelt es sich um die Honsel-Leichtmetallguss GmbH (neues Werk), Betriebsabteilung Antfeld, mit einer Maschinenkapazität von monatlich 300 t = 3600 Jahrestonnen - Bezüglich der Anlage und Einrichtungen dieser Abteilung, die sich lt. vorliegendem Befehl der RDR, Branch vom 30.09.1947 bereits in der Demontage befinden, wird kein Einspruch erhoben.

Pos. 121 Nichteisenverarbeitende Fabriken. Honsel-Werke AG, Werk



zur Erzeugung von Blechen, Bändern, Sand-, Press- und Spritzguss. Unter dieser Kennzeichnung werden, wie bereits eingangs erwähnt, zusammengefasst:

Honsel-Werke AG (altes Werk) und Honsel-Leichtmetallguss GmbH (neues Werk), -

die Honsel-Leichtmetallguss GmbH (neues Werk) stellt eine Maschinenkapazität von monatlich 600 t bzw. 7200 jt dar. Bezüglich dieser Anlagen und Einrichtungen wird kein Einspruch erhoben.

Honsel-Werke AG (altes Werk) Gießerei 1908 errichtet, Walzwerk 1920.

Durch Kriegsschäden in der Kapazität um mehr als 50 Prozent beeinträchtigt:

Es liegen vor:

*Permit NRW/10/15 NF E 2/13 vom 25.2.1947
über monatlich 50 t Guss und*

*Permit NRW/10/15 NF E 2/130 vom 30.7.1947
über monatlich 60 t Walzwerksprodukte.*

Auftragbestand für beide Abteilungen der Dringlichkeitsstufe I: Bergbau, Besatzungsmacht, indirekter Export, Reichsbahn, Fahrzeugbau, Bergarbeiterpunktprogramm und Energiewesen, ausreichend für zwei Jahre.

Frühere Belegschaft 800 - 900 Leute. Zur Zeit werden 250 Mann beschäftigt, davon erwerbsbehindert über 50 Prozent = 33, erwerbsbehindert über 25 Prozent = 42.

Anderweitiger fachlicher Einsatz lt. Arbeitsamt nicht möglich, ebenso Umsetzung zum großen Teil ausgeschlossen. -

*Gusskapazität monatlich 150 t bzw. 1800 jt,
Walzwerkskapazität monatlich 175 t bzw. 2100 jt,*

Gesamtkapazität altes Werk 3900 jt.

Wegen der Honsel-Werke AG (altes Werk) wird Einspruch erhoben. Einzelangaben und Begründung folgen, sobald der von Ihnen angekündigte Fragebogen vorliegt.“

Es ist bekannt, dass die Demontageliste die Firmenbezeichnung der Honsel-Werke unvollständig brachte und dass dadurch Unklarheiten aufgetaucht waren.

In einem Schreiben des Regional Commissioner's Office vom 3. Januar 1948 wird das von der federführenden britischen Stelle auch nicht bestritten. Es heißt in dem Schreiben:

„Es wird zugegeben, dass es ein unglücklicher Umstand ist, dass nicht die volle Firmenbezeichnung auf der Berliner Liste eingesetzt wurde, aber dies ist verständlich, da die Firma ihren Schriftverkehr auf dem Geschäftsbogen der Honsel-Werke AG durchführte und Produktionsgenehmigungen und Materialzuteilungen für alle Erzeugnisse sowohl von britischen als auch von deutschen Dienststellen erhalten hat.“

Dieser Auffassung hat das Wirtschaftsministerium, Gruppe Demontage, in einem Schreiben vom 5. Mai 1948 widersprochen:

„Zu dem Punkt 2 Ihres obigen Schreibens konnte eindeutig festgestellt werden: die Honsel-Leichtmetallguss GmbH liegt seit dem Einmarsch der Alliierten still und hat seit diesem Zeitpunkt weder eine Produktionsgenehmigung noch Rohstoffe und Betriebsmaterialien beantragt noch erhalten. Permits sind lediglich von den Honsel-Werken AG für sich selbst beantragt und auch erteilt worden.“

Beide Werke waren wirtschaftlich, juristisch und handelsrechtlich völlig getrennt voneinander.

Wenn zu jenem Zeitpunkt auch nur 300 Personen, gegenüber dem früheren Durchschnitt von 800 - 900, im Honsel-Werk beschäftigt waren, so musste man die Zahl mit 4,2 vervielfältigen, um die durch das

Werk unmittelbar unterhaltenen Menschen zu erfassen. Hinzu kamen die Zubringerfirmen, die wiederum weitere Menschen beschäftigten.

Aus der tiefen Sorge um die Zukunft der Stadt Meschede und um die Weiterbeschäftigung der Hunderte von Personen beschloss die Stadtvertretung, durch eine Großkundgebung am 20. Juli 1948 die Öffentlichkeit über die katastrophalen Auswirkungen einer Demontage der Honsel-Werke zu unterrichten.

Zunächst unterrichtete Bürgermeister Engelbert Dick den Stadtrat über den Stand der Demontagepläne und die Gefahr, dass bereits am 31. Oktober 1948 die Demontage beginnen könnte.

Nach verbindlichen englischen Erklärungen war eine Absetzung der Honsel-Werke von der Demontageliste ausgeschlossen.

Der Rat stimmte dem Vorschlag einer Großdemonstration einmütig zu und beauftragte den Bürgermeister mit den Stadträten Werner, Sauerwald und Schotten, diese Kundgebung vorzubereiten. Man befürchtete, dass die Entwicklung zum wirtschaftlichen und sozialen Ruin der Stadt führen und dahin gehen könnte, dass die Bevölkerung zum Wohlfahrtsempfänger der Siegermächte degradiert werden könnte.

Mit großen Plakaten lud die Stadt Meschede die Bevölkerung in die Schützenhalle ein, und die Kundgebung fand unter einer außergewöhnlich starke Beteiligung der Bevölkerung statt.

Bürgermeister Dick brachte eine Entschliebung zur Verlesung, die einstimmig gebilligt wurde:

„Die Durchführung der Demontage der Honsel-Werke AG trifft Meschede im Kern seiner industriellen Potenz. Die Kreisstadt Meschede würde mit ihren 8000 Einwohnern wirtschaftlich und sozial verelenden, wenn die Demontage der Honsel-Werke AG Wirklichkeit würde. General Robertsons Zusage, dass die sozialen Belange der einzelnen Gemeinden soweit wie möglich berücksichtigt werden



sollen, ist in diesem Falle keinerlei Rechnung getragen. Die Demontage der Honsel-Werke AG führt zu einer wirtschaftlichen und sozialen Verelendung der Bevölkerung der Stadt, im besonderen der bei den Honsel-Werken AG beschäftigten hochqualifizierten Facharbeiter und ihrer Angehörigen, da eine Umsetzung von ca. 3500 Menschen, die größtenteils bodenständig sind, unter den heutigen Verhältnissen völlig unmöglich ist. Wir können uns nicht denken, dass die englische Militärregierung bei voller Kenntnis der Sachlage bei ihrem Entschluss beharrt und die heutige wirtschaftliche Notlage noch durch derartige, der Mescheder Bevölkerung unverständliche Maßnahmen vergrößert.“

Die Entschließung richtet sich des weiteren dagegen, dass die Demontageliste ausgeweitet werde und sagt, dass auch der Sieger an Gesetz, Recht und Gerechtigkeit gebunden sei.

„Nach Recht und Gesetz steht die Honsel-Leichtmetallguss GmbH in Meschede als Austauschobjekt zur Verfügung und wird hiermit erneut angeboten. - Darum, nicht Demontage, sondern Aufbau der Honsel-Werke AG in Meschede. Demontage führt geradewegs in die wirtschaftliche und soziale Verelendung. Aufbau der Honsel-Werke AG garantiert allmähliche wirtschaftliche und soziale Gesundung.“

Obwohl der 1. November als der Tag des Demontagebeginns immer drohender heranrückte, bestand der Demontagebefehl der britischen Regierung unverändert weiter.

Unter den bekannt gewordenen Werken, die von der Demontageliste gestrichen wurden, handelte es sich in der Hauptsache um Zulieferer des Bergbaus. Allerdings ging auch etwa 30 v. H. der Produktion der Honsel-Werke zumindest indirekt an den Bergbau.

Der Hilferuf, den Bürgermeister Dick im Namen der Stadt Meschede in die Welt hinaus sandte, verhallte nicht ungehört. Er sandte u. a. an den britischen Labourabgeordneten Stokes eine Denkschrift über die Folgen, die durch die Demontage der Honsel-Werke für Meschede und



den Kreis entstehen würden.

Darauf schrieb der Abgeordnete Stokes an Bürgermeister Dick u.a.:

„Ich habe Ihre Nachricht vom 2. August in der letzten Woche erhalten und an den Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten geschrieben. Eine Abschrift liegt bei“.

In dem Brief an den britischen Außenminister Bevin schrieb Stokes:

„Der Bürgermeister und die Bürger von Meschede haben mir mit einem Brief vom 2. August geschrieben und mich gebeten, bei Ihnen wegen der Demontage des Werkes vorstellig zu werden. Da die Demontage am 31. Oktober 1948 beginnen soll, ist es noch Zeit genug, die Änderung, um die sie bitten, zu bewirken.“

Sie weisen darauf hin, dass, als die Demontageliste im letzten Jahr veröffentlicht wurde, diese Liste eine endgültige war mit der Ausnahme, dass ein Austausch mit anderen Werken durchgeführt werden könne. Die Einwohner von Meschede, die in so weitgehendem Maße von diesem besonderen Werk abhängen, bieten mit voller Unterstützung ihrer lokalen Behörden das Werk Honsel-Leichtmetallguss GmbH für die Demontage an. Dieses ist nicht angenommen worden.

Die mir übersandten Unterlagen sind so fürchterlich und werden so außerordentlich von dem Bürgermeister, Stadtdirektor und anderen unterstützt, dass ich mich verpflichtet fühlte, Ihnen diese Angelegenheit zur Kenntnis zu bringen und zu bitten, sie prüfen zu lassen, bevor man der Bevölkerung von Meschede die Existenzgrundlage wegnimmt.“

Am 30. Oktober 1948 erteilte die britische Militärregierung den Befehl (ein Schreiben der RDR Branch), nach dem für die Honsel-Werke AG ein Demontagestop angeordnet wurde.

Das Schreiben bezieht sich auf mündliche Anweisungen, die der Abteilungsdirektor der RDR Branch am 28. Oktober erteilt hatte.

Gleichzeitig mit dem Demontagestop für die Honsel-Werke AG erging auch eine Anordnung für zehn weitere deutsche Werke, die nicht demontiert werden sollten.

Nach zunehmenden Protesten in den USA, Großbritannien und auch der Bundesrepublik wurden 1951 die letzten Demontearbeiten eingestellt.

Angst und Schrecken nach Auflösung der Gefangenenlager

Die zum Teil grausamen Übergriffe, Plünderungen und Brandschatzungen nach Auflösung der Lager bleiben Teil des Kapitels Fremdarbeiter, wenn sich auch die Masse der befreiten Zwangsverschleppten nicht an brutalen Übergriffen auf die deutsche Bevölkerung beteiligte. Oft waren es immer dieselben organisierten Banden, die ihr Unwesen trieben.

Natürlich fieberten diese gequälten und hungernden Menschen dem Tag der Befreiung entgegen. Sicherlich viele auch mit wachsendem Rachedurst. Das bekam die westfälische Bevölkerung in den Nachkriegsmonaten 1945 drastisch zu spüren. In Meschede war die Gegend am Waldschlösschen und am Stimm-Stamm am gefährlichsten. Vorbeikommende wurden regelmäßig überfallen.

Die im Landratsgebäude eingezogene Militärverwaltung ernannte Zivilpersonen zu Hilfspolizisten zum Schutz der Bevölkerung gegen die Fremdarbeiter, wie sie im damaligen Amtsdeutsch hießen, denn die Engländer konnten ihr riesiges Gebiet nicht kontrollieren. Die Fremdarbeiter, die vorher in der Rüstungsindustrie und der Landwirtschaft gearbeitet hatten, standen nun ohne Unterkunft und Arbeit. Dazu kamen Fremdarbeiter aus dem Ruhrgebiet - vor allem Russen. Sie waren

der Schrecken der Bevölkerung. Sie überfielen alleinstehende Häuser und erschlugen viele Menschen. Von ihren Unterkünften, die oberhalb der Stadt lagen, unternahmen sie Streifzüge in die Umgebung.

Die Militärverwaltung konnte dagegen nichts unternehmen, da sich die Personen oft tagelang in den Wäldern aufhielten. Diese schlimme Zeit ging erst zu Ende, als die Fremdarbeiter in Lagern gesammelt und abtransportiert wurden. Außerdem ergriff die Besatzungsmacht Maßnahmen, um das Leben in der Stadt zu normalisieren.

Ab Mitte April 1945 bildeten sich im Sauerland die ersten Banden aus befreiten Fremdarbeitern, die einsame Ortschaften plündernd durchstreiften. Die Übergriffe erfolgten teilweise unter den Augen der Besatzungstruppen. Daher griff die Bevölkerung vielerorts zum Selbstschutz.

Nach dem Einmarsch der US-Truppen im April 1945 lebte die heimische Bevölkerung in Angst und Schrecken. Raubzüge und terrorähnliche Überfälle von befreiten Fremdarbeitern waren an der Tagesordnung. Vor allem Russen hatten Blut an den Händen. Übergriffe von Polen, Franzosen, Italienern und Belgiern sind weniger bekannt.

Im Gebiet des heutigen NRW lebten nach dem Zusammenbruch ca. 1,1 Mio Fremdarbeiter und eine halbe Million Kriegsgefangene. Im Sauerland wurden die Ausländer zumeist in der Land- und Forstwirtschaft eingesetzt. Fast jeder Bauernhof bekam mindestens einen Knecht zugeteilt.

In dem Buch „Der Kreis Meschede unter der Feuerwalze des zweiten Weltkrieges“ schreibt der Autor Albert Huyskens:

„Nach Abschluss der Kampfhandlungen wurden die Fremdarbeiter von der alliierten Besatzung in Lagern gesammelt, meist nach Nationen getrennt, um hier bis zu ihrem Abtransport auf unbestimmte Zeit zu verbleiben. Für ihre Ernährung sorgten die Amerikaner durch Re-

quisitionen, die bei den ohnehin unzureichenden Vorräten oft genug bei der deutschen Bevölkerung empfindlichen Mangel hervorriefen“.

Darüber hinaus kam es häufig zu Diebstählen. Nicht nur Nahrungsmittel wurden gestohlen, sondern auch Kleidung und Wertsachen aller Art. Häuser wurden ausgeräumt, die hilflosen Bewohner mit „dem Messer an der Gurgel“ in den Keller getrieben. Die Plünderer waren durchweg im Besitz von Schusswaffen und machten davon auch Gebrauch. Oft drohten die umherziehenden Plünderer, die Gehöfte anzuzünden, wenn die Besitzer nichts herausrücken wollten.

Am 10. Juni wurde Schederberge von 80 Russen überfallen. Tage vorher verübten 15 Russen Plünderungen in Bestwig und erschossen dabei den Hühnerfarmbesitzer Lorenz Busch.

Schutz durch die Amerikaner und später die Engländer wurde zwar prinzipiell gewährt; aber die Besatzung war über das Kreisgebiet nur dünn verstreut und es gab kein Telefon und die Deutschen durften nachts die Straßen nicht betreten. Da die Amerikaner die Sicherheit - vor allem einsam gelegener Höfe - nicht garantieren konnten, griffen die Leute zur Selbsthilfe. Die Bewohner abseits liegender Höfe zogen sich für die Nachtzeit in benachbarte Dörfer zurück. In vielen Dörfern stellte man in diesen Todesangstnächten Wachen auf, die mit Knüppeln, Mistgabeln und ähnlichen „Waffen“ ausgerüstet waren. Handsirenen riefen bei Gefahr die älteren Männer zusammen - die jüngeren waren in Kriegsgefangenschaft -, und vertrieben auch oft genug die Plünderer.

Mitte Juni 1945 wurde die 75. US-Division aus Pittsburg durch die 65. Division der Engländer abgelöst. Obwohl die Engländer sich bemühten, die Ordnung wieder herzustellen, wurden die Plünderungen noch zahlreicher. Am 8. August 1945 wurde sogar ein englischer Soldat, Hauptmann Dixon, Kommandant von Serkenrode (damals Kreis Meschede), von einem Russen ermordet.

Im Bereich Meschede und Remblinghausen sind u. a. die Bauernhöfe Kotthoff-Wulstern, Albers-Frielingshausen, Droste-Kehren und Schulte-Mosebolle (später: Gallus) überfallen und ausgeraubt worden.

In der ausgebombten und von Typhus gefährdeten Kreisstadt bewohnten Fremdarbeiter eine zweistöckige Baracke an der Steinstraße, die vor Kriegsende gebaut worden war. Sie diente den Gliederungen der NSDAP als vorübergehende Herberge und stand auf dem Gelände der alten Berufsschule / Turnhalle im früheren Appellhof Lex. Weiter waren Fremdarbeiter bzw. Kriegsgefangene in der Ziegelei im Mescheder Norden, im Haus Dortmund und in einer Baracke im Mengesol am Ende der Kolpingstraße untergebracht.

Fremdarbeiter lebten ferner in Calle (850 Personen in der Schützenhalle), Schüren (300 im Fliegerlager, davon 92 Russen), Wennemen (150 Russen und 55 Polen in Baracken) und Berge.

Eine kleine Auswahl der bekannt gewordenen Verbrechen:

- In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai wurde Dr. Max von Stockhausen unweit seines Gutes von marodierenden Ausländern angeschossen.
- In Mosebolle wurde beim Überfall auf den Hof Schulte-Mosebolle der 69-jährige Besitzer Josef Schulte erschossen.
- Erschlagen wurde im Juli 1945 Ernst Dübbers (30 Jahre). Er hatte mit dem Rad seine Eltern in Düsseldorf besucht. Seine Leiche wurde - bis auf Socken und Unterhose entkleidet - im Arnsberger Wald gefunden.
- Ein ähnliches Schicksal ereilte Robert Droste aus Blüggelscheidt. Seine Leiche wurde nach 9 Jahren von Holzfällern am Bastenberg entdeckt.
Vermutlich von „Fremdarbeitern“, freigelassenen Zwangsarbeitern, wurde auch Klosterpförtner Bruder Virgil Wilhelm (56), Kloster Königsmünster, am 8. Juni 1945 im Arnsberger Wald an

der B 55, Abzweig Hirschberg, durch einen Kopfschuss ermordet. Bruder Virgil war nach der Vertreibung durch die Nationalsozialisten als erster seines Klosters im April 1945 wieder nach Meschede zurückgekehrt.

Was sich dann an jenem 8. Juni genau ereignet hat, konnte in den Nachkriegswirren nicht mehr exakt festgestellt werden; dennoch gibt es viele Fakten: Am frühen Morgen des 8. Juni 1945 lieh sich Bruder Virgil Wilhelm ein Fahrrad. Trotz Warnungen wollte er über den Stimm-Stamm nach Kallenhardt fahren, um dort das Herz-Jesu-Fest mitzufeiern. Er kam niemals an. In der Höhe der Abzweigung nach Hirschberg wurde er überfallen; vermutlich wollte man ihm sein Fahrrad stehlen. Virgil Wilhelm muss sich gewehrt haben. Er streifte sich den Ring seines Klausurschlüssels über den rechten Zeigefinger und benutzte den Bart des Schlüssels als Schlagwaffe. Bevor er getötet wurde, war er ausgeraubt, an einen Baum gefesselt und gefoltert worden.

Erst ein Jahr später fand man die verscharrte Leiche des Ermordeten. Ob die mit Reisig bedeckte Leiche am 26. September 1946, wie erzählt wird, von Pilzsuchern oder von Forstleuten gefunden wurde, kann im Kloster niemand mehr genau sagen. Der fest umklammerte Klausurschlüssel und Wäschereste ermöglichten die Identifizierung.

Virgil Wilhelm wurde zunächst auf dem Südfriedhof der Stadt Meschede beerdigt, am 29. September 1964 aber auf den Klosterfriedhof umgebettet.

Die Frage nach dem oder den Tätern konnte nie zweifelsfrei geklärt werden. Vieles von dem, was sich damals unterhalb des Stimm-Stamms abspielte, wird für immer im Dunklen bleiben. Nur ein Gedenkstein am Abzweig der Straße nach Hirschberg, den die Schützengemeinschaft Meschede-Nord errichten ließ, hält die Erinnerung an die Bluttat wach. Bei der Einweihung eines Gedenkkreuzes für den ermordeten Bruder Virgil mahnte

Abt Stefan Schroer 1982:

„Die Ängste vor der unbequemen Trauer um die Gleichgültigkeit, um die Lethargie gegenüber den Opfern der Vergangenheit, die wir heute so oft erleben - sie könnten erste Keime dafür sein, dass erneut menschliche Gewalt Menschen vergewaltigt und tötet“.

- Der nächste Mord ereignete sich am 15. Juli 1945. Der Ingenieur August Rhode aus Belecke war zu Fuß unterwegs von Meschede nach Warstein. Er war fast 47 Jahre alt, als er an einem Samstag unterwegs war. Er kam nie zu Hause an. Offenbar hatte man ihn unterwegs wegen einer goldenen Uhr, die er trug, erschlagen und beraubt. Seine Angehörigen setzten ihm an der B 55 einen Gedenkstein.

Das in der Nähe liegende Haus Dortmund war erst ab dem 28. Juli 1945 mit Russen belegt. Aber schon vorher hatten nach Augenzeugenberichten Dutzende von Fremdarbeitern die Straße Meschede-Warstein unsicher gemacht.

Ohne Rücksicht auf Menschenleben warfen marodierende Russen im August 1945 eine Handgranate in das Wohnzimmer des Bauernhofes Sommer (später: Hotel Austenfeld) auf dem Köpperkopf. Um sich gegen weitere Russen-Plünderungen zu wehren, hielt Landwirt Josef Sommer (70) mit zwei Polen und später einem englischen Soldaten pausenlos Wache.

Seit dem 16. Juli 1945 stand bei der Mescheder Polizeistation ein ständiges Alarmfahrzeug der taktischen Truppen zur Verfügung, das mit nur sieben britischen Soldaten besetzt war und für den schnellen Einsatz bei Überfällen bereitstand. Für den gesamten Kreis Meschede standen bei einer Bevölkerung von ca. 67 Bürgerinnen und Bürgern im Oktober 1945 fünf Schupos, neun Gendarmen, 49 Hilfspolizisten an deutscher Polizei zur Verfügung, die gerade zwei Autos, fünf Krafträder

und sechs Fahrräder, aber keine Waffen hatten.

Am 26. Juni 1945 zog der Landrat die erste Verbrechens-Bilanz des Mescheder Kreisgebiets (Von der Besetzung bis zum 1. Juni 1945): u. a. gab es 463 Überfälle auf Bauernhöfe, bei denen 205 Kühe und Rinder, 209 Schweine, Kälber und Schafe und 194 Stück Federvieh abgeschlachtet worden waren. Eine Fischzucht mit 50.000 Fischen wurde vernichtet, als die Teiche und Abflussrohre gesprengt wurden. Sieben Menschen wurden bei Überfällen erschossen und acht verwundet. Aber der Schrecken hatte noch kein Ende. Ende Juni erschoss man in Ostwig den Schreinermeister Ferdinand Gerke, weil er seine Taschenuhr nicht hergeben wollte. Zur gleichen Zeit drangen Russen in das Laboratorium der „Stollberger Zink“ in Ramsbeck ein: Drei von ihnen starben, nachdem sie die Bestände an Methylalkohol getrunken hatten.

Ende 1945 erhöhte sich die Verbrechensbilanz auf insgesamt neun Fälle von Mord und Totschlag, acht Vergewaltigungen, 188 Bandenüberfälle auf Höfe, darunter 138 Plünderungen, 104 Mal wurde mit Schusswaffen gedroht.

Kleinere Plündereien sind in diese Statistik wohl nicht eingegangen. So machte man sich z. B. über die Weinvorräte der Beerenverwertung Hoff (Mühlenweg) her oder es wurden am 27. Juli auf dem Gelände des Klosters Königsmünster Obst- und Gartenfrüchte gestohlen. Der Schrecken hielt auch im nächsten Jahr unvermindert an.

Das vermutlich letzte Ausländerlager wurde am 6. Januar 1947 in Bestwig aufgelöst. Dort lebten zuletzt 250 Serben, über die es bis zuletzt Beschwerden gegeben hatte.

Diese Leidenszeit der deutschen Bevölkerung, die manchen noch schlimmer erschien als die Kriegszeit und die Bombennächte, ging erst zu Ende, als die Lager geräumt und ihre Insassen abtransportiert wurden.